

U. A. V.

II
187

Jugendbibliothek.
Ausgabe in Serien zu sechs Bändchen.

Der Bettelvetter

oder

Die drei Bleifugeln.

Eine Jugend-Erzählung

von

Gustav Nieritz.

Sechste Auflage.

Verlag
von
C. Bertelsmann
Gütersloh.

E

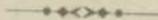
9-18-V

C. kr. umetnoobratna strokovna šola
v Ljubljani.

Štev. 37

Vrednost knjige 40^h

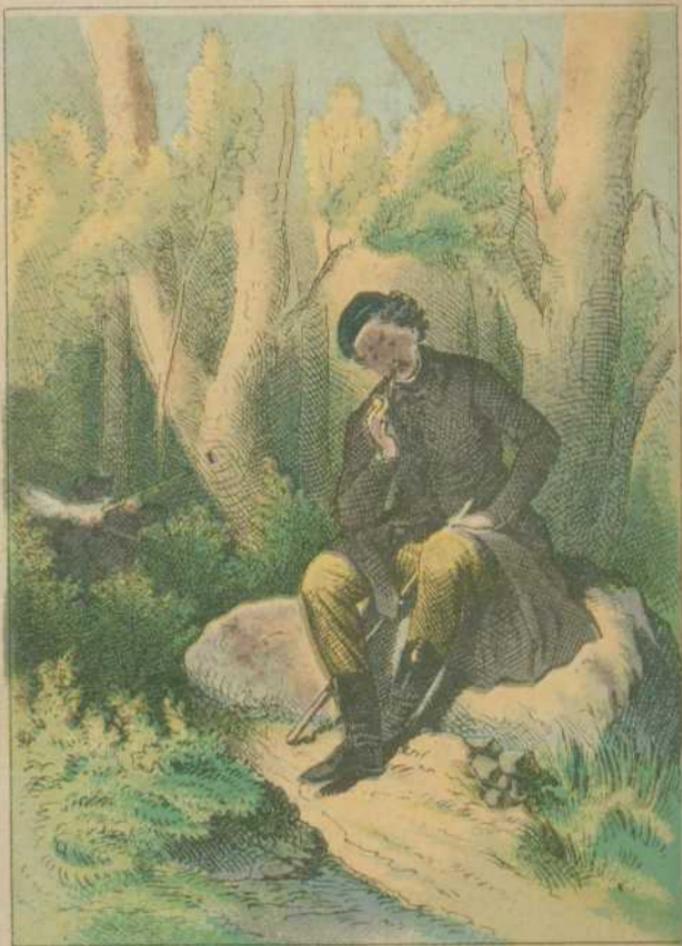
1. Ta knjiga je last c. kr. umetnoobratne strokovne šole.
2. Pazi skrbno na knjigo in ne posojuj je nikomur!
3. Vrni jo v predpisanem roku nepoškodovano gosp. knjižničarju!
4. Za knjigo si s stariši vred odgovoren in jo moraš plačati, ko bi jo poškodoval ali izgubil.



60_—
100_—

102

Seite 99.



Der Bettelvetter.

J

Handwritten text, possibly a name or title, in purple ink.

85.
31
87
50
82

4292

Der Bettelwetter

oder:

Die drei Bleikugeln.

Eine Jugend-Erzählung

von

Gustav Meritz.

Sechste Auflage.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich die
Verlagsbuchhandlung vor.

Magazin

Erstes Kapitel.

Kriegsnot.

Kinder, bet't! die Schweden kommen! sagte man vor Zeiten in Sachsen. Jetzt muß es heißen: Kinder, bet't! die Franzosen kommen! — Alles blau, wohin man nur sieht, erzählte mir der Postbote, der von Delitzsch kam. Wie das noch werden soll, weiß nur unser Herrgott. Scheint es doch, als müsse unser Land allemal der Topf sein, in welchem nur die Häudel der Großen gekocht werden können. Ich wollte, die Franzosen würden bis auf den letzten Mann geschlagen und die Verbündeten müßten sich insgesamt darüber zu Tode lachen. Dann hätten wir gewiß Ruhe.

Es war der Bauer Pierzig zu Paunsdorf bei Leipzig, der im Monat Oktober 1813 vorstehende Worte zu den Seinen sprach. Und er hatte auch alle Ursache dazu; denn kaum hatte er ausgeredet, als sein Gänsemädel mit freideweißem Antlitz in den Bauernhof stürzte, die Hände über dem Kopfe rang und jammerte: „Ach meine Gänse! meine Gänse!“

„Nun, was ist mit den Gänsen?“ rief Pierzig hinaus.

„Alle tot! alle gemaust — von den Franzosen!“ schluchzte die Kleine. „Ich weidete sie auf dem Acker; da kamen Franzosen, ich ahnte nichts Arges und beschaute ihre Beine, wie sie so hintereinander fort-

wackelten. Auf einmal stoben sie auseinander, wie wenn man in einen Federtopf bläst, und nun unter meine Gänse. Hui! flog hier ein Kopf — wupp! da einer — fettsch, fettsch, rechts und links andere, bis meine Gänse alle geköpft waren. So liefen sie, mit Blut überströmt, mit schlagenden Flügeln, ein Stück noch fort im Grase, und ihre Köpfe mit den verdrehten Augen blickten mich noch so barmherzig an, daß mir das Herz zerspringen wollte. Die blauröckigen Spitzbuben! hinterm Garten ziehen sie mit meinen Gänsen dahin, die sie auf ihre Tornister gepackt haben.“

Jetzt drängte sich groß und klein, alt und jung, die ganze Bauernfamilie aus der Stube nach dem bezeichneten Orte. „Hin ist hin! verloren ist verloren!“ sprach Piersig. „Die Gänsebraten zur Kirmes müßt ihr euch schon vergehen lassen, und Gott gebe, daß es nur dabei bleibt.“

Ungleich schlimmer als ihr Mann trieb es Frau Piersig um die geraubten Großvögel, die den Brautbetten ihrer ältesten Tochter weiche Flaumfedern geben und die Haushaltung mit wohlschmeckendem Fette versehen sollten.

„Was aber hilft hier alles Klagen?“ sprach der Bauer, „nicht einmal eine Gänsepfote kommt dadurch wieder!“

Als die Familie nach einer Weile in den Hof zurückkehrte, erblickte sie zwei Franzosen auf einer Leiter vor dem Taubenhause stehen. Der eine nahm die Tauben aus ihren Wohnungen, der andere drehte ihnen die Köpfe ab und warf sie seinem unten harrenden Kameraden zu. Noch begegneten die Bauersleute mehreren Blauröcken, welche unter jedem Arme eine Henne trugen, die wohl ihr bevorstehendes Schicksal ahnen mochte und mit einem wehmütigen Gackern

von ihrer bisherigen Herrschaft Abschied nahm. Der Haushahn mit dem prächtigen gelb und rot glänzenden Gefieder, den sein Räuber verkehrt bei den Beinen gepackt hielt, krächte jämmerlich, so daß es den Kindern ins Herz schnitt.

Die hier beschriebenen Gewaltthatigkeiten waren nur das Vorspiel zu den nachfolgenden weit größeren. Nach wenigen Tagen war der Bauer mit den Seinen bloß geduldet in seinem Eigentum und der Franzose darin Herr. Scheuer und Stall, Keller, Küche, Stube und Kammer standen ausgeräumt; kaum daß die alten Bewohner einen kleinen Winkel im Stalle behaupten durften, in welchem sie den fortwährenden Plackereien der immer sich erneuernden Franzosen ausgesetzt waren. So war der 15. Oktober herangekommen. Viele der Dorfbewohner hatten bereits ihre Habe im Stiche gelassen und die Flucht ergriffen; andere jedoch, und unter ihnen Vierzig, konnten sich nicht entschließen, diesem Beispiele zu folgen; denn mit fester Treue hängt der Landmann an der Scholle, die er bebaut, an der Hütte, die ihn beschirmt, an der Schwelle, die sein Fuß alltäglich betritt. Noch ein Band war es, welches die Bauersleute an ihr freilich schon sehr zerstörtes Eigentum kettete, und das von vielen, die für das Landwesen keinen Sinn haben, wohl gar als lächerlich angesehen werden dürfte, dies aber in der That nicht ist.

Der Abend des 15. Oktober war da. Draußen in den Gärten und auf den Feldern von Baunsdorf und der weiten Leipziger Ebene brannten zahllose Wachtfeuer, gespeist mit den Thüren, Fensterläden, Zäunen, Dachsparren der Dörfer und, wo diese fehlten, mit dem mannigfachen Haus- und Wirtschaftsgeräthe der unglücklichen Dörfer. Butter- und Sauerkrautfässer, Wasserkannen und Ackergeräte, buntgemalte

Truhen, grüngestrichene Bettstellen, Wandschränke, Kommoden, Wiegen und Kinderwagen, alles verschlang die gefräßige Flamme, an welcher die Fleischtöpfe der Franzosen kochten.

Still und ergeben duldete die Familie Piersigs in ihrem dunklen Stalle, umgeben von den letzten Überresten ihrer früheren Habe. Phylax, der Kettenhund, welcher draußen nichts mehr zu bewachen hatte, erfreute sich allein einer guten Zeit und feierte solche klüglich, indem er neben seiner Herrschaft dem süßen Schlafe sich hingab. Plötzlich trat ein Franzose mit einer brennenden Holzjackel zu der darüber erschreckenden Familie in den Stall. Die umherirühenden Funken drohten das übel verwahrte Gebäude in Brand zu setzen, allein dies unbeachtet lassend, rief der Soldat mit lauter Stimme: „Bau'r! schaff' Fleisch!“

Zum hundertstenmal schon ward dieses Ansinnen durch Worte und Gebärden zurückgewiesen, da man das Verlangte nicht besäße. Doch der Krieger ließ sich hierdurch nicht zufrieden stellen und begann mit seiner Jackel den Stall zu untersuchen, wobei er dem schlafenden Phylax auf ein Bein trat, so daß dieser heulend und knurrend aufsprang. In der nächsten Sekunde schon sah sich der Hund von dem Franzosen beim Halsbände erfaßt und gewaltsam aus dem Stalle gezogen, eine Gewaltthätigkeit, die von den jüngeren Kindern Piersigs mit einem Jammergeschrei begleitet wurde. Binnen einer Viertelstunde war Phylax geschlachtet, enthäutet und an einen hölzernen Bratspieß gesteckt, den der Hunderäuber unverdrossen um und um drehte, was von den weinenden Kindern beobachtet und den Eltern hinterbracht wurde.

War es doch, als wüchsen die Franzosen aus der Erde oder fielen gleich dem Regen vom Himmel herab. Die Scharen mehrten sich mit jeder Stunde. Welch

ein Lärmen in der dunklen Nacht! Die Stallbewohner konnten kein Auge schließen. „Wenn Lügen wirklich eine Sünde und selbst die Nothlüge nicht einmal erlaubt ist, wie unser Herr Pfarrer spricht,“ hob der Bauer an, „so hat uns der liebe Gott viel zu verzeihen. Wie oft haben wir nicht allein heute schon beteuert, daß wir selbst nichts zu leben haben, weder ein Stück Brot noch ein Lot Fleisch in unserm Vermögen besitzen. Darum ist das Sprichwort wahr: „Noth kennt kein Gebot,“ und im Kriege ist alles erlaubt. Was hätten wir auch sonst der Gewalt entgegenzusetzen als die Lüge?“

Die Worte waren kaum über die Lippen, als fünf Franzosen aufs neue mit dem Verlangen nach Brot und Fleisch hereindrangten.

„Wir müßten uns die Nasen abschneiden und euch geben,“ versetzte die Bäuerin, gereizt über das nie endende Quälen, „sonst haben wir kein Fleisch.“

Diese Unwahrheit wurde auf frischer That gestraft durch eine tiefe, über den Bereich der menschlichen Lunge hinausreichende Stimme, die gleich einem furchtbaren Posaumentone aus dem Winkel des Stalles unter aufgehäuften Betten und Kleidungsstücken hervorbrummte und sofort allen Gesichtern der Bauersleute den Ausdruck des größten Schreckens aufprägte. Die strafende Stimme klang wie die tiefe Orgelpfeife in der Kirche und hielt auch aus, bis sie, die Luft in eine zitternde Bewegung setzend, in einem höheren Tone endlich schloß. — Der Mund der Lügnerin blieb offen stehen; Lippen und Wangen entfärbten sich, und erlöschend stierte ihr Auge nach der Stelle hin, woher die Stimme gekommen war. Und nicht die Bäuerin allein, den sämtlichen Anwesenden, mit Ausnahme der Krieger, erging es also. Was aber den Sachsen erschrecklich gewesen, dünkte im schroffen Gegensatz den

Franzosen höchst erfreulich. Mit lautem Jauchzen drangen sie auf den Winkel ein, vor welchem jetzt die Landbewohner mit flehenden Gebärden sich wie zum Schutze aufstellten.

„Biete ihnen Geld an!“ rief Frau Piersig ihrem Manne zu. „Versuch' alles Mögliche, um sie zu retten.“

„Wenn es nur bei den Spitzbuben helfen wird,“ meinte der Bauer; dennoch suchte er in seinen Taschen nach Münze umher, sah sich aber schnell beiseite geschoben und ungehört mit seinen Anerbietungen. Von zehn Händen erfaßt, flogen Bretter, Linnenstücke, Weiberröcke und weiche Decken aus dem geheimnisvollen Winkel, so daß gar bald der gespenstische Warner darunter zum Vorschein kam. — Da lag sie auf dem einzigen und letzten Gebunde Stroh, die treue Ernährerin der Bauernfamilie, und blickte mit den großen, feuchtglänzenden Augen die Fremdlinge ruhig an! Sie allein war dem Bauer von dem ganzen früheren Wohlstande noch übrig geblieben. Wie ein Kind, das die Nähe der Gefahr ahnt, hatte sie folgsam und ruhig sich in die ungewohnte Lage gefügt und mit allerlei Gegenständen überhängen lassen. Dennoch mußte sie ihr eigener Verräter werden! Die rohen Franzosen aber zwangen sie, die Sanftmütige, durch Fußtritte in die weichen Seiten zum Aufstehen. Brummend gehorchte sie der Gewalt. Immerhin lacht, ihr vornehmen Städter, und rümpft verächtlich eure Nasen, wenn ich euch sage, daß die Dulderin, ein teures Glied der Bauernfamilie, das letzte Band, von welchem ich bereits sprach und das allein noch die Landleute an ihr Eigentum fettete, nur — eine Kuh, eine braun und weiß gefleckte, war! Ungleich ergebener als vorhin der Hund trat sie jetzt ihren letzten Gang, den Gang zum Tode, an. Schweigsam ließ sie die Ohren sinken, als die Landleute den letzten Versuch

zu ihrer Erhaltung machten und in dieser Absicht gute und böse Worte, flehentliche Bitten, Geldanerbietungen, Knieen, ja sogar Gewalt anwandten. Wenn aber David einen Bären und Löwen zwingen konnte, seine erfaßte Beute wieder fahren zu lassen, so wäre dies ihm sicherlich nicht bei den französischen Soldaten gelungen. Piersig bezahlte den gewagten Versuch mit einer Tracht Prügel und seine Frau mit einigen Ohrfeigen, die ihnen die Plünderer als Zahlung für die Schecke verabreichten. Als die letztere unter dem Wehgeschrei der Bauernfamilie ins Freie trat, wurde sie von den Freudentausbrüchen der Franzosen in Empfang genommen und ohne weiteres dem Tode geweiht. Dumpf dröhnten die Artschläge, welche die Stirn des armen Tieres zerschmetterten. Sie hallten wieder in den Herzen ihrer seitherigen Besitzer, und als das Geräusch der niederfallenden Kuh zu ihren Ohren drang, da sank ihre letzte Hoffnung mit. Zahllos waren die Thränen, welche Frau Piersig und ihre Kinder in dieser Nacht weinten, und die verlorene Schlacht bei Leipzig, ja selbst der Verlust seines Reiches kann den Kaiser Napoleon kaum mehr geschmerzt haben, als die Bauernfamilie die geraubte Schecke, deren Blut noch heute die Erde trank.

Zweites Kapitel.

Die Flucht.

Die Erde erbebte unter dem Donner von mehr als tausend Stück groben Geschüzes. Die eisernen Todesboten sausten pfeifend über die unermessliche Ebene daher und dahin, und wenn jede Kanonenkugel nur einen Menschen getroffen und getötet hätte, so möchten von den versammelten Heeren wohl nur wenige ein-

zelne übrig geblieben sein. Die ältesten Krieger selbst gestanden, einen so furchtbaren, ununterbrochen währenden Geschützdonner noch nie vernommen zu haben. Der Kampf auf Tod und Leben hatte begonnen. Er fand statt unter demselben Himmel, in welchem der Gott der Liebe thront, welcher auch das Haar der Menschen gezählt hat und ohne dessen Willen selbst kein Sperling vom Dache fällt. Die Großen dieser Erde aber achteten weder der Sperlinge noch der Menschenhaare, ja nicht einmal der Menschen selbst. Sie schickten deren viele Tausende zur Schlachtbank und ließen Menschenblut in Strömen vergießen. In Leipzigs weiten Ebenen hielt der bleiche Tod eine Ernte wie nirgend zuvor in Sachsen. Überall Blut und Leichen, Feuer und Pulverrauch. An diesem ersten Tage der großen Völkerschlacht wütete der Kampf besonders um die Dörfer Markkleeberg und Bachau, die in vollen Flammen standen. In Paunsdorf war es ruhiger geworden, der Menschentrost ausgerückt und das Dorf nur von einer plündernden Nachhut heimgesucht. Was aber von seinen Einwohnern noch vorhanden war, sammelte sich im Dorfe, um der immer näher kommenden Todesgefahr durch die Flucht gemeinschaftlich zu entinnen. Sie wandten, wie vor Zeiten Lot nebst seinen Töchtern, ihren Wohnungen den Rücken zu, und gleich jenem heidnischen Weisen konnten sie mit vollem Rechte von sich sagen: „Alles trage ich bei mir,“ ohne daß sie eben groß beladen gewesen wären. Ausnahmen hiervon machten bloß diejenigen, welche, wie einst Aneas im trojanischen Kriege, auf ihrem Rücken Väter, Mütter oder Kinder davontrugen, weil diese durch das verheerende Nervenfieber um Kraft und Bewußtsein gebracht worden waren. Mancher Kranke mußte sich in voller Fieberhitze auf die Flucht begeben. Das Häuflein war marschfertig und gemahnte an den

Auszug der Kinder Israel aus Agypten, nur daß unsere Ausziehenden ungleich betrübter waren als jene. Statt der goldenen und silbernen Gefäße der Agypter trugen unsere Flüchtlinge ein Bündel wertloser Kleidungsstücke oder Betten; statt des ungesäuerten Brotheigs schreiende Kinder oder fiebernde Kranke, und nur in wenig Taschen fand sich etwas klingende Münze vor. Noch einen langen, traurigen Blick heftete Pierfig auf sein Wohnhaus, das bereits einer Ruine ähnelte, bevor der eigentliche Krieg über dasselbe hereingebrochen war; dann folgte er den Seinen und schritt aus dem Hofe, den er nur als Brandstätte wieder betreten sollte.

O harmlose Jugend! wo das Alter zittert und die Manneskraft verzweifelt, lächelt dir selbst in der bangsten Not noch die Freude. Indem die betrübte Schar sich in Bewegung setzt, ihr Leben in Sicherheit zu bringen, wird sie ermutigt, ja zum Lachen gezwungen durch ein Kind, nämlich durch den kleinen, vierjährigen Gottfried Pierfig, welcher seine Kindertrommel umgehungen, an die Spitze des Zuges sich begeben hat, wacker trommelt und nach dem Takte ruft: „Burrumbumbum, burrumbumbum! nun woll'n wir immer weiter ziehn! burrumbumbum!“ Und wie er von den Franzosen gesehen, marschirt er gemessenen Schrittes von dannen. Die lachende Gemeinde hinterdrein. So waren sie ein Stück hinter das Dorf gekommen, wo man den weiten Kampfplatz freier übersehen konnte. Von dunklen, im Viereck aufgestellten Massen lösten sich in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen Kleingewehrsalven, in welche die Batterien der groben Geschütze dazwischen donnerten. Schneller sich bewegende Haufen hielt man nicht mit Unrecht für Reiterei, welche sich gegenseitig angriff. Dann gab es wieder eine weit ausgedehnte Linie, wo die Schüsse zwar einzeln, doch

ohne Aufhören gewechselt wurden; diese bestand aus Tirailleurs, wie der Herr Schullehrer erklärte. Der meiste Lärm war um die Dörfer herum, welche von den Verbündeten bald erstürmt, bald wieder im Stiche gelassen wurden. Gewöhnlich aber behielt die Flamme dabei die Oberhand und vertrieb den Feind wie den Freund. Dies alles geschah in ziemlicher Ferne; jedoch konnten die Flüchtenden daraus sehen, welches ein Schicksal auch ihnen bevorstehen würde, wollten sie ihre Flucht noch länger aufschieben. Im Begriff, dieselbe rascher fortzusetzen, wird die Schar durch Piersigs Ruf aufgehalten: „Um Gottes willen! wo ist Frau Kösch mit ihren Kindern? Wollen wir sie elend umkommen lassen?“

„Ei, Nachbar!“ erwiderte ein Landmann, „wenn Ihr als Wirt nicht einmal wißt, wie es um Eure Mietsleute steht, wie können wir denn Euch berichten, wo sie sind?“

Dieser Vorwurf that seine Wirkung. Piersig und sein Knecht kehrten eiligst zu dem verlassenen Bauerngute zurück, durch dessen Thor vier Kinder eine fast nur halb bekleidete Frau herauszuzerren sich bemühten. „So kommt doch nur, Mutter!“ bat das älteste Mädchen unter heißen Thränen, „Ihr werdet sonst todtgeschossen oder gar verbrannt.“

Die Frau erwiderte kein Wort, sondern suchte sich von den vielen sie fortziehenden Armen zu befreien. Der Augenschein lehrte, daß sie eine Schwerkranke und ohne Besinnung sei. Mit Hülfe Piersigs und seines Knechtes wurde sie aus dem Dorfe zu den übrigen gebracht, die unter der Anführung des trommelnden Gottfried ihren Weg fortsetzten. Und wunderbar! die rohen Soldatenhaufen, denen man begegnete, bezeigten, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, dem jugendlichen Anführer alle Achtung und legten

weder ihm noch seinen Gefährten irgend ein Hindernis in den Weg. Das kindliche Spiel ward zum schützenden Talisman, der die fliehende Gemeinde immer weiter aus dem Bereiche der Gefahr führte. Schon glaubten sie dieselbe gänzlich überstanden zu haben, als plötzlich die Scene eine andere Wendung nahm. Schüsse fielen in dichter Nähe, Kampfgetümmel wurde laut, und ehe man sich's versah, war die Paunsdorfer Gemeinde inmitten eines hitzigen Streites geraten, wo jeder nur auf seine eigene Sicherheit bedacht sein mußte. Wie Spreu zerstob der Haufe, Schutz hinter allerlei Verstecken suchend, wie solche gerade der Zufall darbot. Wer keinen Baum, Strauch oder Graben erreichen konnte, warf sich platt zur Erde nieder und befahl sein Leben in Gottes Hand. Eine Ausnahme hiervon machte die kranke Frau Kösch nebst ihren Kindern, welche gleich Ketten an ihrer Mutter hingen und solche vergebens zu Boden zu ziehen suchten. Kerzengerade stand sie da und sprach in ihrer Fieberhize nachstehende Worte, die einst bei einer Illumination in Dresden, als der Kurfürst von Sachsen durch Napoleon zum König erhoben worden war, als Transparent geprangt hatten und, sonderbar genug, jetzt der Kranken ins Gedächtnis kamen:

„Ich bin der große Kaiser Napoleon,“ predigte sie mit lauter Stimme, „der den guten Fürsten setzet auf die königliche Kron“ —

Hier wurde der Kranken, wenn auch keine königliche, doch eine himmlische Krone aufgesetzt, und zwar durch eine Flintenkugel, welche in das fiebernde Gehirn drang und aller Erdennot ein schnelles und hoffentlich auch schmerzloses Ende machte. Die Kinder fielen zugleich mit der blutenden Mutter und vergaßen in ihrem Schmerze um die geliebte Leiche den sie umtobenden Kampf gänzlich. Erst, als eine fremde Hand

den jüngsten Rösch, einen Knaben von etwa sieben Jahren, anfaßte, blickte dieser auf und sah durch Thränen einen fremden Offizier vor sich stehen, der ihm eine volle Börse in die Westentasche schob, hierauf sein Pferd bestieg und in Begleitung eines gemeinen Reiters davonsprengte. — Der Kampfplatz war wieder leer; weder Freund, noch Feind, noch Landvolk zu sehen, nur Tote oder Schwerverwundete deckten den Boden.

Drittes Kapitel.

Die Waisen.

Der Frühling des Jahres 1814 war gekommen. Das Sachsenland lag verödet und still. Die ihm geschlagenen, das innerste Mark verzehrenden Wunden bluteten nicht mehr, denn dazu gebrach es ihm an Säften. Sein König war gefangen und in weiter Ferne; das kleine Reich vom Feinde besetzt, der zwar nicht härter verfuhr als der bei Leipzig geschlagene Freund, jedoch immer auch seinen Anteil an der Beute haben wollte und solchen auch von dem erschöpften Lande nahm. Dem Landmann gebrach es an allem, sein Feld zu bestellen. Er hatte weder Samen, noch Ackergeräte, noch Zugvieh. Ein Huhn oder eine Taube war eine Seltenheit, und leer stand Stall wie Scheune. In dem Meißener Kreise allein irrten über 500 verwaiste Kinder umher und bettelten ums tägliche Brot. Es geschah aber, daß ein edler Sachse, gebürtig aus Stollberg und heimisch geworden in Großbritanniens stolzer Hauptstadt, sich des Elends seines Volkes erbarmte und für dasselbe bei den reichen Insulanern bat, damit sie Herz und Hände für die schwer Heimgeuchten öffneten. Und sein christliches Werk gelang

ihm über alles Erwarten; viele und reiche Gaben gelangten aus England nach Sachsen, wo sie zum Theil noch jetzt, und zwar in dem Waisenhause zu Pirna, recht segensreiche Früchte bringen. Der edle Mann hieß Rudolf Ackermann, und als ein guter Ackermann hat er des guten Samens hier viel ausgestreut, um dafür nun auch dort einzuernten ohne Aufhören.

In dieser Zeit, wo alle Waisenhäuser des Landes nicht ausreichten, die elternlosen Kinder aufzunehmen, wandte sich die sächsische Regierung vertrauensvoll an die noch nicht ganz verarmten Bewohner, die durch die eigene Not für fremde empfänglicher gestimmt worden waren, und bot ihnen die hilf- und obdachlosen Kleinen an — ein Vertrauen, das nicht getäuscht worden ist.

An einem Apriltage fuhr in das kleine sächsische Städtchen Röttha ein gewöhnlicher Korbwagen, welcher durch seinen Inhalt sowohl als durch seine Bespannung auffiel. Die letztere bestand aus zwei Pferden, wovon das eine ein schwarzer Riesengaul aus der Normandie war, wie sie von den letzten französischen Kürassieren geritten, aber nicht immer regiert worden waren. Die Schlacht bei Leipzig mochte ihm das Kreuz und zugleich den Mut gebrochen haben, daher das große, plumpe Tier jetzt fein demütig sich dem Willen seines Lenkers fügte und mit herabhängenden Ohren dahintrabte. Die andere Hälfte des Gespanns war ein kleines Kosakenpferdchen, dessen einstiger Herr — der Himmel weiß wo? — im Krieg gefallen, und welches seitdem auf sächsischem Grund und Boden heimisch geworden war. Was dem großen Kaiser Napoleon nicht gelungen war, hatte ein schlichter Fuhrmann bewirkt — die Normandie mit der Tatarei vereinigt! Und noch sonderbarer — die beiden einander einst so feindselig gewesenen Gegensüßler vertrugen sich recht

brüderlich zusammen. Der Normann hatte seinen Stolz, der Tatar einen großen Teil seiner Beweglichkeit abgelegt.

Noch mehr Aufmerksamkeit als das Gespann verdiente jedoch der Inhalt des Korbwagens, welcher aus lauter Kindern bestand. Es konnten deren etwa zehn sein, die, von zwei bis zu zwölf Jahren aufsteigend, in dem strohgefüllten Wagenkorbe lagen, saßen oder standen. Es waren darunter reine und unreine, rot-, voll-, bleich- und hohlwangige, blond- und schwarzhaarige Kinder, Knaben und Mädchen, mit allerlei Kleidungsstücken angethan, mit mancherlei Fehlern und Mängeln behaftet. Einige von ihnen schauten frisch und fröhlich in die Welt hinein; andere ließen den Kopf auf die Brust hängen. Kaum hatte das Fuhrwerk in langsamer Bewegung die erste Häuserreihe Röhthas zurückgelegt, als auch schon durch weibliche Neugierde die Nachricht von der Ankunft der Kinderschar sich verbreitete.

„Waisenkinder sind's!“ ging es von Mund zu Munde. „Sie haben durch den Krieg ihre Eltern verloren und werden nun an mitleidige Menschen ausgeben.“

Das Wort „Waisenkinder“ ist für viele, ja für die meisten Menschenherzen ein wahrer Dietrich — eine Springwurzel, welche alle Schlösser und Riegel öffnet oder gewaltsam hinwegsprengt — ein milder Tauwind, der die Eistrinden von den Herzen schmilzt — ein Feuer, das viele fürs Gute erwärmt.

Die erste Frucht, welche das Wörtlein „Waisenkinder“ in Röhtha, wie überall, hervorbrachte, war die, daß die Hände bebende wurden, den verwaisten Kindern allerlei Eßwaren zu reichen. Billig geschah dies von seiten der Frauen. Die Kinder Röhthas hingegen thaten auch das Ihre und suchten etwas Heu zusammen,

um die zwei so verschiedenen Rosse zu sättigen. Auch der Fuhrmann ging dabei nicht leer aus. Damit dessen Mund die gewünschte Mitteilung geben möge, sollte ein volles Glas Schnaps und eine Semmel denselben zum Sprechen geneigt machen, was eigentlich gar nicht nötig war.

Dem, gleichwie man vor Zeiten zu Ablaspredigern nur solche Leute zu wählen pflegte, welche eine hinreichende Redegabe besaßen, also hatte man auch bei der Wahl von Fuhrleuten, welche die Waisen an den Mann bringen sollten, mit Recht diejenigen vorgezogen, welche nicht auf den Mund gefallen waren. Nachdem die Semmel verzehrt und die Zunge des Fuhrmannes durch den Schnaps mit frischem Öl versehen worden war, erhob derselbe seine Peitsche, und mit derselben auf die zu beschreibenden Kinder zeigend, begann er vor einem ansehnlichen Kreise andächtiger Zuhörer im üblichen Bänkelsängertone also:

„Hochedle Anwesende! Sie sehen hier vor Ihren Augen lauter unglückliche Waisen, denen der leidige Krieg mit seinen Schrecknissen die Eltern geraubt hat. Da ist erstens dieses liebe Buttel von fünf Jahren mit dem Grübchen in den roten Bäckchen und den blauen Auglein. Seine Mutter kam in den Flammen um, welche Pfaffendorf einäscherten. Sein Vater war schon vorher gestorben. Auch unser Butthühnel selbst brannte bereits lichterloh. Ein Kosak, welchem unser Herrgott noch heute dafür einen guten Tag schenken wolle, riß es mit eigener Lebensgefahr aus dem Feuer und schleppte es zwei ganze Tage lang mit sich herum, bis sich eine menschenfreundliche Bauersfrau fand, welche das kleine Butthühnel ihm abnahm. Dieser magere Specht, jener kleine, lose Fink und diese fromme Taube sind drei Geschwister Rösch. Es waren ihrer eigentlich vier; ein liebes Mäuschen von ihnen hat aber bereits ein

Windmüller zu sich genommen, wo es gut aufgehoben ist. Ihre Mutter, eine arme Schullehrerswitwe, lag gerade am Nervenfieber krank, als die Schlacht bei Leipzig sie aus Paunsdorf verjagte. In voller Raserei mußte sie mit ihren Kindern flüchten. Ein Achtundvierzigpfünder riß ihr den Kopf glatt vom Halse weg und warf die schreienden Kinder über die blutige Leiche hin. Es war ein so erbarmenswürdiger Austritt, daß selbst ein feindlicher Marschall davon gerührt wurde und dem kleinen Finken da eine volle Geldbörse in den Schuback steckte. Das Gold ist fort, den Beutel jedoch trägt der kleine Fink noch bei sich und darin eine Kartätschenkugel zum ewigen Andenken an die blutige Völkerchlacht. Jenes niedliche Staarmädchen — er zeigte auf einen andern Knaben — das so herzhast in seinen Semmel einhaut, wie Fürst Blücher in die Franzosen, ist gar angesehener Leute Kind. Seine Eltern, die beide in einem Tage am Nervenfieber starben und in einem Sarge begraben wurden, weil damals alles, und folglich auch die Särge, teuer war, besaßen einen wohl angebrachten Kramladen in Propstheida. Aber, du lieber Gott! was sich in Kasten und Fässern nur vorfand von Waren, das nahmen die Franzosen in Beschlag, und es blieb den Leuten nichts übrig als das leere Nachsehen. Darum war es fast gut, daß die Eltern starben, denn das Futter war alle. Mein Staarmädchen aber wird sich hoffentlich schon durchfressen in der Welt. Davor ist mir gar nicht bange.“

Der Fuhrmann spielte seine Rolle so gut wie ein Aufwärter in einer Tierbude. Es fehlte nur noch, daß er mit gezogenem Hute oder hingehaltener Sparbüchse die Zuhörer und Zuschauer um ein Trinkgeld anging. Indessen wurden die Waisenkinder einer genaueren Musterung unterworfen. Die hübschen, rot-

wangigen und niedlichen Gesichter sahen sich ganz natürlich den minder einnehmenden vorgezogen und schneller untergebracht als diese. Zwei von ihnen, ein kleines Mädchen und der vorjüngste Kösch, den die Mutter Natur mit einem blond geringelten Haarschmucke und großen blauen Augen beschenkt hatte, blieben in Röttha zurück. Jenes nahm eine kinderlose Witwe, diesen ein ehrlicher Grobschmied an Kindesstatt auf. Der Handel war bald abgemacht, der Name, das Alter und die Herkunft der Waise gegen den Namen des Empfängers eingetauscht und aufgeschrieben.

„Na, mein Wachtelchen, gib deinen Geschwistern noch eine Patschhand zum Abschiede,“ ermunterte der Fuhrmann den kleinen Ernst Kösch. — „Wer weiß, ob ihr euch je einmal in eurem Leben wieder zu sehen bekommen werdet.“

Auf dieses eben nicht tröstliche Geheiß that Ernst, wie ihm geboten worden.

„Adieu, Milchen, adieu, Karlemann,“ sprach er thränenlos und reichte beiden die brüderliche Rechte, welche hierauf unter ebenso kurzen Abschiedsworten von den Geschwistern gedrückt wurde. Wer sich im Geiste die Lage der Kinder vorzustellen vermag, wird deren Abgestumpftheit erklärlich finden und solche den beiden Waisen nicht zu hoch anschlagen. Ohne ein Zeichen von Schmerz oder Weid, sahen die Geschwister und die übrigen Waisen Kinder den Scheidenden gleichgültig nach, und der Wagen rumpelte, von einem ansehnlichen Menschentrosse bis vor die Stadt begleitet, von dannen. Als sich der Fuhrmann mit seinen Pflegebefohlenen wieder allein sah, verwandelte er plötzlich seine belobten Hühnel, Täubchen, Finken, Spechte und Wachteln in minder zärtliche Tiere, in Ochsen, Esel, dumme Pferde, träge Schnecken, wilde Hummeln und

dergleichen. Dabei beklagte er sich, wie sie nie und nimmer aufgenommen würden, wenn sie es nicht klüger anfangen und stumm wie die Stockfische gegen die Leute blieben. „Glaubt ihr denn,“ fuhr er die Kinder heftig an, „daß euch der Mund bloß des Essens und Trinkens wegen gewachsen ist? Nein, gute Worte sollt ihr damit geben; sollt bitten, schmeicheln, nötigenfalls weinen, damit ihr der Menschen Herzen erweicht und sie euch aufnehmen in ihre Häuser. Es ist ja eine Sünde und Schande, wenn ich euch im ganzen Lande umherfahren und die hochlöbliche Regierung unnötig um den Fuhrlohn bringen soll.“

Dieser Ermahnungen ungeachtet blieben die Waisen, wie sie waren; dennoch hatten schon nach einigen Tagen alle bis auf drei ihr Unterkommen gefunden. Mittlerweile war der Fuhrmann in die Nähe des Elbstromes, und zwar in die Gegend von Mühlberg, gelangt. Das Glück lächelte ihn hier freundlich an, so daß er in nicht mehr als zwei Stunden die beiden letzten Mädchen absetzte. Unter ihnen befand sich Emilie Kösch, die sich jetzt von ihrem kleinen Karlemann, dem letztüberbleibenden Waisenkinde, trennen sollte. Die schon neunmal erlebte Scene wiederholte sich zum letztenmal. Milchen reichte ihrem Brüderchen die Hand und sprach: „Adieu, Karlemann, bleibe hübsch gesund und vergiß mich nicht. Der Schiffherr Burm will mich zu sich nehmen. Wenn du größer wirst, kannst du mich einmal besuchen.“

Karlemann saß still und in sich gefehrt auf der Streu, die er nun ganz allein in Besitz nehmen sollte. Konnte er etwas dafür, daß er seines blassen, kränklichen Aussehens, seines durch das bestandene Nervenfieber verlorenen Haupthaars wegen den übrigen nachgesetzt worden war? Obgleich erst acht Jahre alt,

fühlte er doch dunkel das ihm geschehene Unrecht, und eben dies machte ihn so verschlossen. Ohne das Haupt von der Brust zu erheben, gab er der scheidenden Schwester die Hand, und kaum hörbar ent schlüpfte seinen halbgeschlossenen Lippen ein trübes „Adieu!“

Milchen stieg vom Wagen, wandte sich dann nochmals an ihren Bruder und sagte zärtlich: „Lebe nochmals wohl, mein guter Karle mann.“

Jetzt erhob dieser seine Augen, die sich plötzlich mit heißen Thränen füllten. „Nun bin ich ganz allein!“ preßte er unter dem heftigsten Schluchzen hervor.

Der Ton dieser wenigen Worte klang so herzzerreißend, daß Milchen schnell wieder auf den Wagen kletterte und dem Kleinen Trost zuzusprechen suchte. Karle mann umhalfte seine Schwester mit beiden Armen und übergoß deren Gesicht mit einem Thränenstrome. Er war außer sich, wie ihn Emilie noch nie gesehen hatte. „Wenn ich doch bei meiner Mutter wäre!“ schluchzte er. „Ins Grabloch will ich mich zu ihr legen; ja, das thue ich gewiß.“

„Geh' nur, mein liebes Bienehen!“ mischte sich der Fuhrmann ein. „Das giebt sich schon wieder. Sobald wir nach Lorenzkirchen kommen oder nach Strehla, kaufe ich dem Jungen einen goldbeklebten Pfeffertuchemann, und was gilt's? bevor er ihn anbeißen wird, sind seine Thränen vertrocknet.“

Da machte sich Milchen nach einem herzlichen Kusse von den Armen ihres Bruders los, sprang vom Wagen und verschwand. Karl hingegen barg das weinende Antlitz tief im Stroh des Wagens.

Viertes Kapitel.

Die Flintenkugel und das Bergwerk.

Während der verlassene Waisenknabe seinem Schmerze nachhing, entspann sich in des Fuhrmanns Kopfe ein Plan, den einzelnen, ihm lästig fallenden Passagier auf gute Art los zu werden. „In Sachsen stirbt kein Mensch Hungers, am wenigsten ein Kind,“ murmelte er vor sich hin. „Ich kann den Jungen nicht besser empfehlen, als wenn ich ihn dem allgemeinen Mitleid bloßstelle. Sonst könnte ich noch wochenlang mich mit ihm umhertreiben und dennoch unverrichteter Sache heimkehren müssen. Der Jahrmarkt in Strehla bietet mir ja die schönste Gelegenheit dar und übernimmt im schlimmsten Falle meine Rechtfertigung vor dem Amtshauptmanne. Wie bald hat sich nicht das Kind unter der Menge verlaufen, ohne daß ich die Schuld davon trage!“

In dem Städtchen angelangt, hob er den Knaben vom Wagen, reichte ihm einen Groschen und sagte, indem er auf das dichte Gewühl des Jahrmarktes hindeutete: „Geh', mein Mäuschen, und kaufe dir dort in der Bude einen großen Pfefferkuchen. Ich will indes hier mit meinen Pferden auf dich warten.“

Auch ohne das pfefferkuchene Lockmittel hätte Karl gefolgt; denn der Verwaisten Eigenwille wird in der Regel eher gebrochen als derjenige verhättschelter Lieblinge. Karl trollte ab und bohrte sich glücklich in die Menschenmenge hinein, worauf der Fuhrmann erst im Schritt, dann schneller und schneller davon fuhr. Als Karl, den Honigkuchen in der Hand, vergeblich seinen Wagen wieder aufsuchte, weinte er dem Verschwundenen nicht eine Thräne nach. Der herzlose Fuhrmann hatte das auch nicht verdient, und zu viele

schon hatte er über den Verlust der Schwester vergoffen.

Unter den mannigfachen Gegenständen auf dem Jahrmarkte zog besonders einer seine höchste Aufmerksamkeit auf sich; es war ein hölzerner, aufrechtstehender Kasten, in dessen Innerm ein Bergwerk von blitzendem Bleiglanze erbaut war. Der daneben stehende Eigentümer, in voller Bergmannstracht, erklärte die Zeche für den Himmelsfürsten bei Freiberg, was Karlemann wohl glauben mußte, weil er weder die Bedeutung einer Zeche noch eines Himmelsfürsten kannte. So viel er sah er jedoch, daß Bergleute in den Schacht ein- und ausfuhren, andere erzgefüllte Kasten auf- und leere hinableierten, wieder andere in den Stollen und vor Ort arbeiteten, noch andere sich mit ihren Frauen oben im Huthause rasch umherschwenkten. Ein unsichtbarer Mechanismus aber setzte nicht nur alles in eine natürliche Bewegung, sondern ließ auch noch eine erhebende Musik dazu erklingen. Am Schlusse jeglicher Vorstellung sprang eine bisher geschlossene Pforte auf: der Berggeist in seiner silberblitzenden Höhle zeigte sich und begehrte durch das Gerhalten eines großen Gutes die klingenden Liebesgaben der versammelten Beschauer. Und was der höfliche Berggeist nur verblümt zu erkennen gab, that sein Gebieter ohne Zurückhaltung, indem er seine Bergmannsmütze als Sparbüchse benutzte und in derselben die ihm geopfert Kupfermünzen einsammelte.

Mehrmals schon hatte sich dieselbe Scene wiederholt, der Bergmann den Schauplatz durch das Weitertragen seines Bergwerks verändert und dabei stets unterlassen, dem kleinen Karlemann ein Schaugeld abzuverlangen, obgleich derselbe ihm wie sein Schatten nachgefolgt war und jeder Vorstellung auf der Nobelgalerie, das heißt: voranstehend, beigewohnt hatte.

Als aber der Knabe gar nicht wich und wankte, vielmehr den Zahlenden im Wege stand, so redete der Bergwerksbesitzer endlich die Waise mit der ernstesten Mahnung an: „Nun, Beitel! zieh' einmal deinen Beutel!“

Mechanisch that Karl, obgleich er nicht Beitel hieß, wie ihm geheißten worden. Er griff in seine Tasche und langte daraus die grünseidene Börse hervor, welche ihm, wie er erzählte, der fremde Offizier im vorigen Herbst auf dem Schlachtfelde gefüllt verehrt habe. Jetzt hatte sie aber nicht nur ihren Inhalt, sondern auch zugleich ihr nettes Ansehen verloren. Mit einem Gemisch von Neugierde und Zufriedenheit blickte der Bergwerksbesitzer auf den Beutel in Karlemanns kleiner Hand, die sich bemühte, die Ringe zurückzuschieben und einen, von jenem kaum gehofften Inhalt zu Tage zu fördern. Doch, o weh! statt des ersehnten Geldstückes erscheint — eine bleierne breitgeschossene Flintenkugel, die Karlemann emporhält mit der Bemerkung:

„Die hat meine Mutter in der Schlacht bei Leipzig totgeschossen!“

Diese Worte äußerten einen eigenen Zauber auf die Zuhörer und namentlich auf den Bergwerksbesitzer, der nun mit Fragen in den verlassenen Knaben drang und von diesem die gewünschte Auskunft erhielt. Diese war derart, daß die Anwesenden nun ihrerseits die Beutel zogen, statt der Flintenkugel aber geltende Münzen zeigten, die sämtlich in Karlemanns leere Börse wanderten. Dem Bergmann aber, welchem ein gewisser Spekulationsgeist nicht abzusprechen war, fiel ein Gedanke ein, dessen Ausführung ihm und dem verlassenen Knaben zum Nutzen gereichen konnte.

„Mein Kind!“ sprach er mitleidigen Tones, „obgleich selbst arm, will ich mich deiner annehmen. Habe

zwar daheim schon Frau und Kinder, doch wird unser Herrgott mein Vorhaben segnen und uns beiden das tägliche Brot bescheren. Du bleibst bei mir, bis du irgendwo ein besseres Unterkommen findest. Bist du damit zufrieden und Sie, meine Herren und Damen, auch?"

Nun, wenigstens für die nächsten Tage hatte der Bergmann seine Nächstenliebe nicht zu bereuen, denn auf eine ganze Woche reichten sicher die Geschenke aus, welche infolge seiner barmherzigen Gesinnung noch eingingen. Karlemann aber war glücklich, denn er durfte nun ohne Furcht der Nächste um das geliebte Bergwerk sein. Was ihm daran am merkwürdigsten und anziehendsten erschien, war — der Berggeist in seiner geheimnisvollen Höhle, den zu betrachten er nicht müde wurde. Noch bewunderte er den ihm unerklärlichen Mechanismus, welcher durch das bloße Umdrehen einer Welle die vielen kleinen Gestalten in Bewegung setzte, so daß sie zu leben schienen, und obendrein die schönste Musik hervorbrachte.

Helmert, Karls neuer Herr, war kein übler Mann. Wie viele Bergleute, besaß er in mechanischen Dingen eine ziemliche Erfindungsgabe und hatte sich aus Gelesenem und Gehörtem selbst eine Art Lebensweisheit gebildet, die freilich Wahres und Falsches durcheinander warf, und zu welcher er auch gern andere zu befehren suchte. Einen aufmerksamen und gelehrigen Schüler fand er zu seiner Freude an dem kleinen Karlemann, den er bei dem Wandern von Ort zu Ort mit großem Eifer zu seinem gläubigen Schüler heranzubilden strebte, wobei ihm seine Vorliebe zum Schwätzen sehr zu statten kam. Die erste Vorlesung Helmerts über die Weltweisheit wurde durch Karls Frage veranlaßt, ob es wirklich einen Berggeist gebe und ob derselbe schon von jemand gesehen worden sei.

„Zweifelst du daran, Junge?“ versetzte Helmert. „Ich sage dir, es giebt nicht bloß Berg- oder Erdgeister, sondern auch Feuer-, Wasser- und Luftgeister. Freilich sind sie nicht für jeden sichtbar; aber zu Diensten müssen sie dem Menschen stehen, sobald derselbe nur weiß, wie sie zu fangen und zu bändigen sind. Es giebt auch einen Obersten über sämtliche Geister, welchem diese alle gehorchen müssen. Wenn dieser oberste Geist seine Hand an die Welt bringt, so bewegt sich auf derselben ein jegliches Ding ebenso und wohl noch lebendiger als die Figürchen in meinem Bergwerke, sobald ich die Kurbel drehe. Und an Musikk fehlt es dann auch nicht. Kennst du diesen Obersten über die Geister?“

„Nein!“ versetzte Karlemann kopfschüttelnd.

„Herzlich lachte der Bergmann. „Kleines Heuhappel,“ sprach er, „du kennst ihn nicht? Wer anders als unser Herrgott ist dieser Geistergeneral? Auch ihn siehst du nicht; aber wenn du meinen Kasten mit dem Bergwerke irgendwo stehen siehst, denkst du dann nicht, daß Vater Helmert in der Nähe sein muß? Unseres Herrgotts Bergwerk aber ist die weite Welt vor mir, und weil ich sie sehe und das Leben darin, so muß auch ihr Herr in der Nähe sein. Weißt du, was der liebe Gott zum ersten Menschen sprach? Er sollte Herr sein über alles, was auf, unter oder über der Erde sich befindet, was im Wasser schwimmt und in der Luft fliegt. Und was that der liebe Gott, um den Menschen in den Stand zu setzen, das alles zu erlangen? Er schenkte ihm einen Zauberring, den man nur richtig zu drehen braucht, um über alles Herr zu sein.“

„Vater Helmert,“ fragte Karl erstaunt, „besitzt Ihr denn auch einen solchen Ring?“

„Ei wohl,“ entgegnete dieser, „und du ebenfalls.“

„Ich?“ rief Karl ungläubig. Er kannte ja nur die Ringe an seiner Geldbörse, und diese konnten doch unmöglich gemeint sein.

„Ja,“ versetzte Helmert, „auch dir, wie jedem Menschen, hat der liebe Gott diesen Zauberring geschenkt und ihn, damit er nicht verloren gehen oder gestohlen werden könne, in eine feste Büchse, in ein nicht zu öffnendes Futteral eingeschlossen, wo man ihn gleichwohl nach Belieben drehen und gebrauchen kann.“

Hier nahm Helmert den verdugten Karl beim Kopfe, schüttelte ihn und sprach lachend: „Dies ist die Büchse und das Futteral, und drin der Zauberring, der da Verstand heißt. Verstehst du mich, Junge? Einzig durch den Gebrauch dieses Zauberringes erlangt der Mensch, was in Lüften fliegt, im Meere schwimmt, unter der Erde verborgen liegt. Durch ihn erhascht er den ungeheuren Walfisch, den flüchtigen Hirsch, den starken Löwen. Durch ihn macht er sich die Erd-, Luft-, Wasser- und Feuergeister dienstbar. Schau' dorthin nach der Elbe! Sieh die lange Reihe Menschen, welche sich mühen, das volle Getreideschiff stromauf zu ziehen. Doch gleich werden sie ihrer Arbeit enthoben sein und an ihrer Stelle ein Luftgeist dieselbe übernehmen. Da steht der Schiffer auf dem Verdecke und gewahrt mit Freuden, wie Freund Blasius seine Wange fächelt. Lieber Luftgeist, ruft er bittend, sei doch so gut und hilf mir ziehen. He, du willst nicht? Wart', ich will dich schon zwingen! Das Segel wird aufgezo-gen und damit dem vorübersausenden Luftgeist der Weg verrannt, pfiß! bläst er in die Leinwand, um sie fortzujagen. Doch vergebens! sie bläht sich rund, und Blasius muß, schneller als die Schiffszieher vermochten, das schwere Fahrzeug gegen die Wogen treiben. Blicke nur dorthin, wo die Schiffmühle im Strome ankert. Da gedenken die Wassergeister so recht harmlos

vorüber zu schlüpfen. Nicht doch! spricht der Müller. Erst seid ihr so gut und mahlet mir mein Getreide, bevor ihr weiter ziehet. Drauf hängt er das große Rad mitten unter die Wassergeister, und, sie mögen wollen oder nicht, dasselbe wird von ihnen unermüdtlich umgedreht. Jetzt laß uns in diese Dorfschmiede eintreten. Hier müssen die Feuergeister dem Schmiede das harte Eisen weich glühen, auf daß es sich in jede beliebige Gestalt schmiede. Damit jene nimmer in ihrer Arbeit ermüden, hat der Schmied einen Luftgeist ihnen zum Aufseher gesetzt und ihn deshalb in den Blasebalg eingesperrt, aus welchem er die träge werdenden Feuergeister tüchtig ansaufen muß. Und wenn du in unsere Berge kommen wirst, kannst du auch das Treiben der Erdgeister beobachten. Doch nun laß uns weiter ziehen."

Fünftes Kapitel.

Der Raub und der Fund.

Karl war noch unverdorben und unser Bergmann Helmert, wie seine Sprach- und Handlungsweise bezeugt, ein Mann, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saß. Allein für Karl konnte doch das Herumziehen im Lande leicht nachtheilig werden. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß Kinder, welche bei Schauspielen beschäftigt sind, sich leicht manche Untugend angewöhnen. Ist die Sinnahme einmal recht ergiebig, so wird oftmals ein Teil derselben verschwendet. Stockt der Erwerb, so sucht die verwöhnte Sinnlichkeit auf unerlaubten Wegen Befriedigung ihrer Lüste. Der größte Nachteil aber erwächst solchen jugendlichen Schauspielern aus dem Mangel eines regelmäßigen Schulunterrichts, welcher bei unserm Karl selbst durch die

Weltweisheit Helmerts nicht ersetzt wurde. Wohl mochte der letztere dies im stillen einsehen, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, daß ja der Knabe andernfalls ganz verlassen und dem Elende noch weit mehr preisgegeben sein würde. Der liebe Gott aber, dessen weise Weltregierung dahin zielt, den Menschen zum Guten zu erziehen, damit er wahrhaft glücklich werde, erkannte, wie notwendig es sei, den verwaisten Knaben dem unstätten Leben zu entreißen. Und demnach geschah es auch also.

Sachsen war damals noch von den Russen besetzt, welche später erst den Preußen Platz machten. Helmert und sein junger Begleiter kamen von Bautzen her und dachten nach der Hauptstadt zu wandern, wo sie guten Verdienst zu bekommen hofften. In die große Heide gelangt, welche sich zwischen Bischofswerda und Dresden erstreckt, stießen sie auf ein Regiment Russen, welches unter Trommel- und Hörnerklang ihnen entgegenkam. Bei dieser Gelegenheit gab Helmert seiner redseligen Zunge vollauf zu thun. „Da sieht man recht,“ hob er an, „daß Kleider Leute machen. Wie schmuck diese Russen jetzt aussehen, die als ungeschlachte Lummel, in lohftuchenbraunen Kutten und viereckigen Filzmützen, einen alten Nachtwächterspieß als einzige Waffe in der Hand, nach Sachsen kamen. Kleben blieben sie vor Schmutz, wenn man sie gegen die Wand warf. Die Stiefel an ihren Füßen waren mit Strohseilen umwunden, damit sie nicht auseinander fielen, und nun — welche Umwandlung! Grüne Monturen, weiße Mäntel, dauerhafte Tschakos und Stiefel, blanke Flinten und Seitengewehre — alles aus sächsischem Gelde hergestellt — das laß ich mir gefallen! Aber gnade Gott den russischen Weibern, wenn ihre Männer und Söhne wieder heimkehren werden. Da wird's mal Prügel setzen, gedenken sie den verwöhnten

Bürschchen die alten russischen Gerichte wieder vorzusetzen: Sauerkraut und Buttermilch, Milchhirse und Kartoffelsalat, Heringe und gebackenes Obst — alles in einem Topfe beisammen wie in einem Spülfaße. Nix Schistekapuste! heißt's jetzt bei ihnen — Wein, Braten, Fleisch! Sieh', mein Junge! damit diese vernagelt dummen Russen einige Mores lernten, hat der liebe Gott sie aus ihren Steppen heraus und bei uns auf die hohe Schule geschickt. Nur einen ganz kleinen Ruck braucht er an seinem großen Welt-Bergwerke zu thun, um diese Burschen von Asiens Grenzen bis nach Paris zu führen, indes ich an dem meinigen lange leiern muß, ehe mein Berggeist seine Höhlenthür aufsprengt und sein Hütel herhält."

Die Russen waren vorübergezogen, und die beiden Wanderer wanderten stracks weiter gen Dresden zu. Nach etwa zehn Minuten kamen ihnen drei Kosaken entgegengeritten, die gleichsam die Nachhut des langen, das Regiment begleitenden Wagenzuges bildeten. Wider Erwarten sah sich der Bergmann von ihnen angehalten und von allen Seiten betrachtet, wobei der Fragen mehrere an ihn gerichtet wurden, welche er freilich nicht verstand.

"Die Kerls halten mich wohl gar für einen Soldaten?" sprach er zu seinem Gefährten nicht ohne Besorgnis. "Sie werden mich doch nicht etwa zum Gefangenen machen wollen? Nun, wer meine Bergmannsjacke für eine Uniform, meine Mütze für einen Tschako, mein Bergleder für ein Sappeur-Schurzfell und meinen Kasten mit dem Bergwerke für einen Tornister halten kann, muß einige Kannen Tinte ausgetrunken haben. „Nix Soldat!“ rief er den Kosaken jetzt zu — „Bergmann sein — so machen.“ Er ahmte die Bewegung eines grabenden Menschen nach und klopfte dann auf sein Bergleder.

Die Kosaken schüttelten die Köpfe, und einer sprach, indem er an den verschlossenen Kasten auf Helmerts Rücken klopfte: „Kam'rad, was drin?“

„Ach!“ verzetzte Helmert, „willst du da hinaus? Na, ihr werdet euch freilich schneiden, wenn ihr, statt Geld oder Gut, nur mein Bergwerk darin finden werdet. Gepfiffenes und Geblasenes könnt ihr von mir auf den Weg bekommen, sonst nichts.“ Er schloß den Kasten auf, öffnete dessen Flügelthüren und wandte jenen so, daß die Strahlen der Sonne ihre volle Wirkung auf das blitzende Bergwerk darin thun konnten.

„Steh nur,“ lachte Helmert gegen Karlemann, „was für Augen die Kerle aufreißen! Noch größer sollen sie werden, wenn ich erst zu spielen anfang.“ Er rückte den Mechanismus — die Töne erklangen — das Bergwerk bekam Leben. Wirklich wurden die Kosaken bei diesem Anblicke vor Staunen und Entzücken fast närrisch. Der hierdurch geschmeichelte Künstler meinte nun, selbstvergnügt, zu seinem Gehülfen: „Am Ende bringt uns der kleine Aufenthalt noch etwas ein. Die Kosaken haben unmenzlich viele Napoleondors erbeutet. Vielleicht erfreuen sie uns in ihrer Bezauberung mit einem solchen goldenen Männchen.“

Die Russen konnten sich nicht satt sehen. Helmerts Arm war vom Leiern müde, und schon wollte ihn Karlemann ablösen, als jene nach einem kurzen, in russischer Sprache geführten Wortwechsel dem Bergmann freundlich auf die Achsel klopfen und sagten: „Is kut, Kam'rad!“

Zwei von ihnen bestiegen ihre Pferde, und der Dritte stellte sich, als wolle er dem Bergmann bei Aufladung seines wieder verschlossenen Kastens hülfsreiche Hand leisten. Plötzlich jedoch bemächtigte er sich des letzteren, gab ihn einem seiner Gefährten auf das

Pferd, warf sich auf das seine und sprengte mit jenen davon.

Helmert stand erst wie vom Blitze getroffen; dann ermannte er sich und jagte schreiend den flüchtigen Dieben nach. „Halt' auf! halt' auf!“ rief er. „Hülfe! Diebe! Räuber! mein Bergwerk! Ich bin ein geschlagener Mann! — muß mit Frau und Kindern verhungern ohne meinen Kasten! — Halt' auf!“

Indes gewann ihm der flinkere Karl einen Vorsprung ab und Helmert rief ihm nach: „Lauf, mein liebes Karlemännel! du sollst auch ein Semmelzöpfchen bekommen, wenn du die Spitzbuben einholst. Steinige sie — wirf sie tot, und dann laß dir mein Bergwerk von ihnen wiedergeben.“

Trotz alles Laufens und Schreiens von seiten der Verfolger sprengten die Kosaken immer weiter und waren bald aus den Augen der Nachsehenden verschwunden. Karl hielt sich die schmerzende Seite, denn die Milz stach ihn, und Helmert hatte sich durch einen falschen Tritt den Fuß verstaucht. Hinkend suchte er einen Baumstamm auf, setzte sich und ließ seinem Zorne freien Lauf.

„Daß ihr die Pest kriegt, ihr russischen Zuchtfresser!“ zankte er. „Euch kann es nimmer wohl gehen! Einen armen Bergmann um seinen geringen Verdienst zu bestehlen! Pfui! Krieger, Befreier wollt ihr sein? Beutelschneider, Leutebetrüger und Mörder seid ihr! O mein schönes Bergwerk! Allein die Musik darin hat mir 12 Thlr. 19 Gr. 4 Pfg. gekostet an barer Auslage — meine Arbeit noch gar nicht eingerechnet. Wenn das meine Hanne wüßte! Ha, giebt es denn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden? Herbei, o großer Kaiser Napoleon, und züchtige die leinöiligen Russen, die bloß durch die naseweise Kälte von 1812 bis hierher gekommen sind.“

„Mit Gunst, Vater Helmert,“ sagte jetzt Karl, „die Franzosen machen's nicht um ein Haar besser. Sie haben Piersigs die letzte Kuh aus dem Stalle gezogen und sogar den armen Phylax geschlachtet und verzehrt, ob schon wir kniefällig baten.“

„Du redest, wie du es verstehst,“ eiferte Helmert. „Es ist wahr, die Franzosen nahmen auch, wenn sie etwas brauchten. Allein sie waren immer noch höflich dabei, sprachen Mosjö zu einem und Bardon. Aber die Grobsäcke von Russen reißen gleich die Sachen aus den Händen und bedanken sich obendrein bloß mit der Knute dafür.“

„Vater Helmert,“ sprach Karl. „Ihr sagtet mir doch, daß der liebe Gott die Welt drehte, wie Ihr Euer gemaußtes Bergwerk, und daß darum alles nach Gottes Willen ginge. Wer hat denn nun jetzt an der Welt gedreht, daß Ihr euer Bergwerk einbüßtet? Auch der liebe Gott?“

„Der Teufel, und nicht der liebe Gott!“ platzte Helmert in seiner Wut heraus. „Der Teufel paßt auf wie ein Hestelmacher, um einmal einen Griff ans große Weltenrad thun zu können. Und sollt' er nur in ein paar schmierige Rosaken fahren, damit sie die Diebesfinger nach meinem lieben Bergwerk ausstrecken müssen.“

So ist der Mensch. Er preiset Gottes weise Vorsehung, solange es ihm wohl geht. Sobald aber die Sonne der Trübsal auf den Felsen scheint, verdorret gar schnell die aufgeschossene Saat des Guten.

Betrübt machte sich endlich Helmert auf den Rückweg. Er sowohl als Karlemann wanderten gesenkten Hauptes dahin. Jener überrechnete den gehabten Verlust, diesem ging der gestohlene Berggeist im Kopfe herum. Nach einer Strecke Weges sah Karlemann mitten auf der Feldstraße ein kleines Päckchen. Mechanisch

langte seine Rechte darnach. Das Bündel erwies sich bei näherer Betrachtung als ein zusammengelegtes, bunt baumwollenes Tuch und barg in seinem Innern eine kleine lederne Tasche mit einem messingenen Heiligenbilde und — acht Napoleondor! Jedenfalls war es einem der Kosaken auf der eiligen Flucht entfallen.

Bei dem Anblicke des verführerischen Goldes klärte sich Helmerts Antlitz plötzlich auf. Mit beiden Händen entriß er dem Karlemann den Fund. Im Gegensatz zu seiner vorigen Rede rief er jetzt freudig aus: „Mein Schutz ist Gott! Ihn laß ich walten.“ Liebäugelnd betrachtete er die goldenen Napoleons. „Ja,“ hob er, auf des Kaisers Bildnis zeigend, an, „dieser Kopf verdient auch in Gold geprägt zu sein. Ich lobe mir die Franzosen. Diese brachten uns doch Goldstücke mit. Dagegen die Russen — mein Himmel, höchstens einmal ein kupfernes Kopekenstück mit dem Lindwurme drauf, den Ritter Görge ersticht. Acht Napoleondor! Hei, nun geb' ich nichts ums Bergwerk! Dafür kann ich mir zwei bauen, wenn ich will. Den Tausch laß ich mir gefallen! Statt des schweren Kastens auf dem Rücken trage ich nun bloß die kleinen goldenen Napoleons in der Tasche. Es war immer gut, daß du, mein Karlchen, die Augen hübsch auf den Weg richtetest. Arme Kinder haben nichts im Himmel oder in der Luft, sondern bloß auf der Erde zu suchen. Nun, es soll auch dein Schade nicht sein. Du bleibst bei mir; wir wandern in die Heimat, du hilfst mir ein neues Bergwerk bauen, und dann — treten wir wieder unsere alte Wanderung durchs ganze Land an. Aber halt! Wie, wenn der Kosak seinen Verlust gewahrte, umkehrte, mich durchsuchte und seine Napoleons wiedernähme? Dann wäre ja der zweite Betrug ärger denn der erste — ich

um mein Bergwerk und auch um die Goldstücke! Hurtig Karlehen in den Wald, und dann mag uns der maufige Kosak suchen, so lange ihm beliebt."

Glücklich brachte Helmert seinen Fund in Sicherheit, von dem er dem kleinen Karl nicht einmal einen Finderlohn zukommen ließ, weil er den armen Knaben als sein rechtmäßig erworbenes Eigentum betrachtete.

Sechstes Kapitel.

Gebirgsleben.

Kennst du das Land, wo die Citronen — nicht blühen? — statt der Goldorange die Kartoffel kaum gedeiht? Das Land, wo Hüttenrauch, schwefelig und übelriechend, über die unfruchtbare Erde dahin sich wälzt? Wo zahllose Halden mit ihrem tauben Gestein riesigen Maulwurfshäufen gleichen und die öde Fläche unterbrechen? — Wo bleiche Männer in schwarzer Trauerkleidung und mit trübem Ernste ein „Glückauf!“ dir wünschen — ein Glück, das sie nur dem Namen nach zu kennen scheinen? Es klopft und hämmert, es klingelt und stöhnt über und unter der Erde, als walteten geschäftige Geister darin. Dazu saust der Wind, und niedrig ziehen die grauen Wolken wie Nebelstreifen über des einsamen Wanderers Haupt hinweg. Dann kommst du auch wieder an eine Stätte, wo Vulkan sein Geschäft zu treiben scheint, wo manns hohe Flammen aus einer Pyramide von geschwärzten Backsteinen ihre zahllosen Funken gen Himmel sprühen und der nächtlichen Landschaft eine höllische Beleuchtung verleihen. Still und starr streckt ein unendlicher Wald sich vor dir aus. Plötzlich rauscht es wie die Fittiche eines aufstiegender Adlers durch die Bäume daher; ein betäubender Schlag fällt, und weithin verbreitet

das Echo die Kunde', daß eine hundertjährige Tanne unter den mörderischen Streichen der Art gefallen sei. Du dringst mutig ein in den düstern Forst. Dein Streben wird belohnt, silbern gleitet ein Flützchen an samtgrünen Ufern vorüber, und verwundert haftet dein Blick auf einem Feengebäude, das kühn und schön aus den Fluten emporsteigt. Allein, o weh! statt der goldbetrehten Dienerschaft kommt dir ein Haufe ärmlich gekleideter Jungfrauen entgegengeschlichen, die nach sechzehnstündiger Arbeit — die Baumwollenspinnmühle verlassen und das Kennzeichen ihrer Beschäftigung in Baumwollflocken an sich hängen haben. Dieses Land, seinen ärmlichen Bewohnern so lieb und teuer, ist — das sächsische Erzgebirge! Und hier ist es, wo wir unsern Karlemann im Spätherbste wiederfinden. Eine Peitsche in der frostverklommenen Hand, sitzt er auf einem Felsstücke, und neben ihm weiden ein paar magere Ziegen das dürstige, kaum zollhohe Gras ab. Der Knabe sieht recht verwettert, doch ungleich gesunder als sonst aus. Seine frischen, roten Lippen pfeifen die lustige Weise eines Tanzes, den die fliegende Bergmannskapelle von dem letzten Jahrmarte aus Dresden als etwas ganz Neues mitgebracht hat. Abwechselnd bläst er sich in die Finger und schlägt die Arme gegeneinander, um der Kälte sich zu erwehren. „Dieser Lustgeist,“ spricht er zu sich selbst, „ist ein sehr naseweiser. Ich wollte gleich, daß ich einen kleinen Feuergeist aus dem Hochofen dort unten im Schwarzhale herzaubern könnte, um den Lustgeist zu verjagen. Was das Mäusl klettern kann! Ich glaube, ich brähe Hals und Beine, wollte ich es ihr nachmachen. He! will sie gleich vom Abgrunde weg! Sie machte sich nichts daraus, wenn sie hinunterstürzte; aber mir sollte es schön ergehen von der Mutter Helmert, brähte ich eine Ziege weniger heim. Sie ist ohne-

hin recht garstig gegen mich. Bei ihr giebt es wohl viele Prüffe und Stöße, aber wenig Essen, — sehr wenig! Sechs kalte Kartoffeln von früh sechs bis zwölf Uhr thut auf jede Stunde nur eine, und doch macht die Kälte so hungrig! Da hatte ich es bei meiner rechten Mutter doch viel besser. Ach, meine Mutter!“ — er fing an zu weinen — „wenn ich dich noch hätte!“ Er holte eine kleine Kartoffel mit der Schale aus der Tasche, schälte und aß sie unter Thränen, welche darauf tropfend die Stelle des Salzes und der Butter vertraten. „Ja, wenn die noch lebte, hätte ich sicherlich jetzt eine Gänsefettbemme in der Hand und Handschuhe noch obendrein dazu. O Mutter! Mutter! siehst du denn jetzt aus dem Himmel herab auf mich armen Karlemann?“ Er blickte empor. „Das giebt ehestens Schnee,“ sprach er mit verändertem Tone, „dann geht die Schlittenfahrt, oder wie sie hier sprechen, das Rutscheln an. Zuchhei! da will ich mir was zu gute thun! Schade, daß mein Bruder Ernst nicht dabei sein kann und Schwester Milchen und Berthel dazu. Ach, meine lieben Geschwister! wie es ihnen nur ergehen mag? ob schlimmer oder besser als mir? Ich bin doch recht übel daran, daß ich so allein sein muß. Zwar habe ich noch meines Pflegevaters Kinder zu Geschwistern. Aber die Kälte zieht mir gleich zum guten Morgen ein schiefes Gesicht; der Lieb blökt mich an, und der Lob maust mir gar die Kartoffeln aus dem Schüsselchen. Kommt dort nicht Vater Helmert angewackelt? Richtig er ist's! Der gute Vater! gewiß bringt er mir noch ein paar Kartoffeln oder gar ein Stück Brot, das er der Mutter Helmert heimlich wegstibigt hat. Pst! Mäusl! Zickel! aufgepaßt! euer Herr kommt — macht mir keine Schande und folgt hübsch.“

Als Helmert ankam, war einige Verlegenheit auf

seinem Gesichte ausgeprägt. Er setzte sich neben den Knaben auf den Stein, hustete, räusperte sich einigemal, bevor er anhub: „Mein guter Karlemann, besinnst du dich wohl noch auf die Geschichte, die ich dir vorige Woche erst aus der Bibel erzählt habe? Wie der Vater Abraham um des lieben Hausfriedens willen den Spötter Ismael samt seiner Mutter in die weite Welt schicken mußte?“

„Jawohl!“ versetzte Karl, „der kleine Ismael wäre bald vereschmachtet in der Wüste, nachdem das Brot im Sack und das Wasser in dem Schlauche alle geworden war, wenn nicht ein Engel seiner Mutter eine Quelle gezeigt hätte.“

„So war es allerdings,“ erwiderte Helmert, „und so ist es noch, daß der liebe Gott den verlassenem Kindern einen Helfer zusendet. Nun, du bist kein Spötter, vielmehr ein braver Junge. Und an Wasser, gottlob, mangelt es unserm Gebirge nimmer. Daß du verdurstest, brauchst du nicht zu befürchten, und mit dem Verhungern wird's auch gute Wege haben.“

„Solange Ihr lebt, Vater Helmert,“ sprach Karl erkenntlich, „wird's auch nicht geschehen.“

Auf diese Rede kratzte sich der Belobte hinter den Ohren. „Höre, Karl,“ pläzte er los, „ich muß dir nur rund heraus sagen, daß meine Frau dich nicht länger bei sich leiden mag. Mit dem bißchen Ziegenhüten, spricht sie, verdienst du ihr nicht einmal das Salz in die Suppe. Und ich kann ihr, wie Abraham auch that, schon um des lieben Hausfriedens willen nicht ganz unrecht geben. Du mußt wirklich fort von uns. Nun, weine nur nicht gleich. Es werden auch in anderen Häusern noch Kartoffeln gekocht und Haferbrote gebacken; auch ist noch niemand bei uns im Erzgebirge verhungert; wenigstens in den jetzigen Zeiten nicht. Sieh, der Winter ist vor der Thür und mein

Handwritten: Mein Herz
307. 1913

Bergwerk noch lange nicht fertig. Und wäre dies auch der Fall, so will meine Frau, daß ich, statt deiner, meinen Lieb als Gehülfsen mitnehmen soll. Und hierin hat sie wieder nicht unrecht, denn das Hemd ist mir näher als der Rock. Einen Ausweg wüßte ich wohl noch, allein es wäre zuviel von dir verlangt."

— „Verlangt immer, was Ihr wollt,“ weinte Karl; „ich habe ja nichts als meinen Geldbeutel mit der Flintenkugel, und dieses beides werdet Ihr doch nicht haben wollen?“

„Bewahre!“ versetzte Helmert eifrig, „die acht Napoleons sind ja fort, was sollte mir daher dein Geldbeutel? Aber ich meine, wenn du in der Spinnmühle zu Raufhengrund ein Unterkommen als Knüpfjunge fändest, so könntest du, wenn du deinen Verdienst meiner Frau als Kostgeld gäbest, ferner bei uns bleiben. Doch der Weg beträgt eine volle Stunde, und Schlag 6 Uhr im Winter und um 5 Uhr im Sommer geht die Arbeit an. Wenn es nicht so gar weit wäre, schickte ich meine Röse selbst hin.“

„Ich gehe!“ rief Karleemann hastig, „laßt mich nur bei euch bleiben, Vater Helmert! Pappel, der Nachtwächter, muß mich alle Morgen wecken, daß ich's nicht verschläfe. Und laufen kann ich wie eine Bachstelze.“

„Nun, ich bin's zufrieden,“ sprach Helmert, „nur müssen wir erst wissen, ob der Spinnherr dich auch annehmen wird. Dazu aber kann dir dein Beutel und die Flintenkugel behülfslich sein. Du weißt ja noch, wie du es damals anfingest, daß ich dich in Strehla zu meinem Gehülfsen annehmen mußte. So machst du es nun wieder.“

In der That erwies sich die Kugel als ein Talisman, welcher seinem Besitzer der Menschen Herzen gewann. Karl wurde angenommen und fand in der

Spinnmühle reichen Stolz für seinen, durch Helmer's Belehungen festgewurzelten Glauben an das Wirken von mancherlei Geistern. Ein solcher schien auch wirklich in der ganzen Mühle zu walten, wo von den obersten Bodenträumen an bis in den Keller herab alles durch eine einzige unsichtbare Macht in eine stete Bewegung gesetzt ward. Karl erstaunte, als er ein großes Rad sich drehen und von demselben einen breiten, blendend weißen Wasserstrom hinabstürzen sah, der bei näherer Betrachtung als — Baumwolle sich auswies, welche auf diese Weise von ihrer Unreinigkeit befreit wurde. Dann gewahrte er mächtige Trommeln mit vielen tausend scharfen Drahtspitzen besetzt, auf welchen die Wolle gekrempt wurde, ohne daß menschliche Hände mehr gethan hätten als immer frischen Vorrat aufzuschütten. Als er aber in die eigentlichen Spinnsäle trat, wo er seinen Wirkungskreis angewiesen bekam, fühlte er sich wie bezaubert. Hier waren die kunstreichsten Maschinen aufgestellt, welche zahllose, dicht aneinander gereihte Spindeln besaßen und solche durch eine bewunderswerte Vorrichtung zum Selbstspinnen bewegten. Ein Mädchen spann auf diese Weise, indem sie bloß einige Schritte vor- oder rückwärts that, in einer Minute Tausende von Fäden, welche sich von selbst auf die Spulen wickelten. Für jede Spindel war eine hohe, blecherne Büchse aufgestellt, in welcher sich die zu spinnende Baumwolle in der Gestalt eines zusammengewundenen weißen Taues befand. Dieselben in Ordnung zu halten und an die etwa gerissenen Fäden wieder anzuknüpfen, war Karlemann's jetziges Geschäft, welches er ziemlich schnell begriff. Der erste Tag verstrich dem Anfänger schnell genug. Als die Glocke in der Spinnerei den arbeitenden Kindern um 6 Uhr abends die Einstellung ihrer Beschäftigung verkündet hatte, sah sich Karl mit jenen in ein großes Zimmer

geführt, wo ihrer ein Lehrer wartete, der den über der Arbeit versäumten Schulunterricht jetzt nachholen sollte. Die Kinder, bereits daran gewöhnt, nahmen alsbald Platz auf ihren Bänken. Der Unterricht begann wie immer mit der Religion oder auch mit der biblischen Geschichte. Karl bemerkte in der ersten halben Stunde, daß mehrere seiner Schulkameraden, von Müdigkeit überwältigt, schlaftrunken die Augen geschlossen hatten und nickend da saßen. Einer purzelte sogar unter großem Geräusch unter die Bank und wurde deshalb tüchtig abgestraft.

„In welche Gefangenschaft wurden die Israeliten einst geführt?“ examinierte der Lehrer einen Nachbar Karls.

„In die bayrische,“ versetzte der Schüler.

Paff! hatte er einen Klapps für seine Unaufmerksamkeit weg. „Wer regierte damals in dem israelitischen Reiche?“ fuhr der Lehrer fort.

„Hosea! Hosea!“ zischelten ihm einige zu.

„Hosen!“ sprach jener nach.

Paff! wieder einen Klapps. „Was war Hosea?“

„Ein Mann.“

„Mit zwei Beinen, nicht wahr?“ fragte der Lehrer bitterböse.

„Nein!“ platzte der Schüler schnell heraus.

„Mit wievielen denn? o du einfältiger Junge!“ zankte der Lehrer und begehrte dann zu wissen, in welche Gefangenschaft die Juden geführt worden seien. Als nun die andern ihm abermals zuflüsterten: „In die babylonische!“ und der Knabe, „Napoleon“ verstehend, diesen französischen Kaiser auch nannte, da war des Lehrers Geduld zu Ende. Karl aber, welcher die biblischen Geschichten durch die Erzählungen seines Pflgevaters auf das genaueste wußte, hätte gar zu gern für seinen unwissenden Nachbar geantwortet, wäre

er nicht durch seine leicht zu entschuldigende Blödigkeit daran gehindert worden. Später aber hatte der Lehrer alle Ursache, mit dem fleißigen und gesitteten Karl vollkommen zufrieden zu sein, welcher große Fortschritte machte und niemals während des Unterrichts schlief.

Siebentes Kapitel.

Der Schiffsherr.

Um die Weihnachtszeit 1816 fuhr in Rötha eine Kutsche ein, welche außer einem wohlbeleibten Manne, mit lauter Kindern angefüllt war. Daß letztere aber keine Waisen waren, die ausgeboten werden sollten, sah man auf den ersten Blick. Bei einem Bäckerladen hielt das Fuhrwerk an; der dicke Herr stieg ab und klopfte mit dem starken Knöchel seines Mittelfingers so derb ans Fenster, daß die Bäckerfrau ihren Kaffee vor Schreck im Stiche ließ und schnell nach des Fremden Begehr fragte.

„Mit Verlaub, liebe Frau,“ hob dieser an, „weder Brot noch Semmel will ich kaufen. Die ganze Wagentasche hält noch Proviant genug, um uns nötigenfalls einen ganzen Tag vor dem Einfehren zu behüten. Bloß Auskunft über etwas wollte ich mir bei Ihnen erbitten. Briefträger und Bäckerleute, spreche ich, kennen ja in der Regel jede Maus im Orte. Die ersteren erfahren durch die Briefe und deren Adressen die Wohnungen, die letzteren beim Stollenbacken die Verhältnisse der Leute. Ich müßte das nicht wissen! Mit jedem Gebäcke bringt meine Frau zugleich ein Faß voll Neuigkeiten mit heim, und wer die Stadtgeheimnisse mit einem Male erfahren will, darf nur ins Waschhaus gehen oder Stollen

backen. Also wissen Sie wohl den Grobschmied mir zu nennen und seine Wohnung zu beschreiben, welcher im Jahre 1814 einen durch den Krieg verwaisten Knaben, der nebst anderen Kindern hier ausgedient war, angenommen hat? Ich habe seine Schwester dort im Wagen. Sehen Sie das schmucke Ding dort im Pelzhäubchen, das sich nach allen Seiten umschaut, um den Bruder zu entdecken? Ein Goldmädchel ist's, das mir so lieb ist wie meine eigenen. Da frage ich sie jetzt, womit ich ihr zu Weihnachten eine Freude machen könne. Was antwortet das gute Kind? „Meine Geschwister möchte ich einmal alle beisammen sehen.“ Gut gesprochen! Man sieht doch die Liebe daraus, und da die Kinder in Sachsen geblieben sind, macht deren Auffuchen eben keine große Mühe. Ich habe ja auch Zeit genug dazu. Den ganzen Winter über ist bei mir Feiertag, denn da liegen meine Rähne in aller Ruhe und eingefroren. Ich bin nämlich der Schiffsherr Wurm aus Mühlberg, und die anderen Kinder im Wagen sind meine Würmer, die bei dieser Gelegenheit Leipzig mit sehen wollen. Pferde und Wagen habe ich von meinem Bruder geborgt, der ein schönes Landgut besitzt. Also kostet mich die ganze Geschichte bloß die Zehrkosten und ein gutes Trinkgeld an den Kutscher. Haben Sie sich indes besonnen, gute Frau oder Madame, wie Sie heißen sein wollen?“

Trotz der Winterkälte gab es jetzt genug Wasser auf der Bäckerin Mühle. Mehrmals schon hatte der Kutscher voll Ungeduld die Peitsche knallen lassen, bevor jene ihre lange Erwiderung beendigt hatte, durch welche der Schiffsherr erfuhr, daß der Grobschmied, der harte, gottlose, eigennützig und unbarmherzige Mann, den Knaben schon nach einem halben Jahre, weil dieser es bei ihm nicht habe aushalten können, einem Schneider abgetreten habe.

„Ei, ei!“ versetzte der Schiffsherr, „von einem Grobschmied zum Schneider, vom Schmiedehammer zur Nähnadel, das ist ein großer Sprung! Gott gebe, daß der Junge sich dabei die Beine nicht versprungen habe. Doch, wie heißt der Bügeleisenheld? wo lebt er und wo ist er zu finden?“

Das wußte die Bäckerin nicht anzugeben, daher der Schiffsherr nach der Schmiede zu fahren gebot. Dasselbst wären die beiden Männer beinahe handgemein geworden, indem der Schiffsherr dem Schmied seine harte Handlungsweise gegen den Waisenknaaben vorwarf. „Sehen Sie, mein Herr Grobschmied,“ sprach er unter anderm, „erst gedachte ich auch das Mädchel da zum Warten meiner kleinen Würmer zu gebrauchen. Als ich aber den Edelstein in ihr entdeckte, erhob ich sie zu meiner Tochter, und solches vergift sie mir jetzt reichlich. Sie aber wollten bloß eine Maschine haben, welche vom Morgen bis in die Nacht hinein den Blasebalg zöge, und deshalb nur erbarmten Sie sich des Knaben, was Wunder, wenn er Ihnen da keine große Freude machte?“

Im Unmute trennten sich die Streitenden. Der Schneider, welcher den Ernst Kösch aufgenommen hatte, wohnte im nächsten Dorfe. Er und seine Frau waren noch junge, stillfleißige Leute, welche bloß ein Kind von zwei Jahren besaßen. Als der Schiffsherr bei ihnen eintrat, fand er den Ernst mit dem Zertrennen alter Kleidungsstücke beschäftigt. Herr Wurm musterte alles genau — die Stube und deren Inhalt, die Inwohner, den Knaben, dessen Aussehen und Anzug — und die Untersuchung fiel nach seiner Zufriedenheit aus. „Wer diesen blonden Lockenkopf mit den blauen Schmachtaugen zum Grobschmied bestimmen konnte,“ sprach er dann, „der wäre wohl gar in stande, aus meiner Schnupftabaksdose ein Scheuerfaß machen zu

wollen. Nun, liebe Frau Mannskleiderverfertigerin, da der Junge wahrscheinlich das Brot nicht gern trocken essen mag, die Butter aber gleichwohl immer teurer wird, so werde ich Ihnen künftigen Herbst einen Korb Meißener Pflaumen zum Einkochen schicken, damit Sie eine kleine Zubuße bekommen. Jetzt aber bitte ich mir Ihren Pflegeohn auf einige Tage aus, damit die in alle vier Winde zerstreuten Geschwister einmal beisammen sein können.“

„Dann magst du deinen Sonntagsstaat anziehen,“ sagte die Schneidersfrau zum Ernst, und ihr Mann ging, die grauen Hosen, die bunte Weste und die blautuchene Jacke herbeizuholen, welche dem Jungen allerliebste saßen und des Meisters Geschicklichkeit im Kleiderverfertigen bekundeten.

„Nun zum Meister Windmüller nach Partenkirchen“ gebot der Schiffsherr dem Rutscher, nachdem die Fuhr um einen Passagier vermehrt worden war. Auf dem Wege dahin mußte Ernst erzählen, bis seine Rede durch des Schiffsherrn Ruf unterbrochen wurde. „Ha! seht dort eure Schwester Bertha, wie sie von jenem Hügel euch zuwinkt, näher zu kommen!“

Die Kinder mußten lachen, denn wirklich ähnelten die sich drehenden Flügel der Windmühle langen Armen, welche einladend zu winken schienen. Bald saß Bertha an der Seite ihrer Schwester, und der Windmüller, welcher ihr alles Lob erteilte, nahm mit einem freundlichen Händedrucke von ihr Abschied auf die kurze Dauer ihrer Abwesenheit.

„Nun haben wir noch dem Fuhrmann vors Quartier zu rücken,“ sprach Wurm. „Ein Glück, daß wir seinen Namen und Wohnort erfahren haben, denn in der amtshauptmannschaftlichen Expedition konnten sie mir den Aufenthaltsort des kleinen Karlemann nicht angeben.“

„Ach, mein armer kleiner Karl!“ seufzte Milchen, „um ihn Sorge ich mich am meisten. Gar nicht aus dem Sinne kann ich's bringen, wie bitterlich er weinte, als ich von ihm Abschied nahm.“

„Laß's gut sein, Tochter!“ versetzte Wurm, „wir werden ihn schon finden, und sollt' ich wer weiß wie weit nach ihm herumziehen müssen.“

Künzel, der einstige Fuhrmann der Waisenkinder, war gerade mit Holzspalten beschäftigt, als des Schiffsherrn Kutsche vor seinem Hofe hielt.

„Er hat,“ redete ihn der letztere an, „nach dem Kriege mehrere Wagen voll Waisenkinder im Lande herum gefahren?“

„Ja!“ versetzte Künzel und ließ die erhobene Art sinken.

„Darunter befanden sich auch vier Geschwister Rösch aus Paunsdorf?“

„Rösch — Rösch — Paunsdorf,“ wiederholte Künzel. — „Ich kann mich nicht gleich besinnen, doch wäre es nicht unmöglich.“

„Nein, es ist wirklich so,“ sprach der Schiffsherr, „denn hier sind drei von ihnen, die Er herumgefahren und untergebracht hat. Doch, wo ist das vierte? ein kleiner Knabe, Karl Rösch, der zuletzt allein übrig blieb?“

„Weiß Er noch,“ mischte sich Emilie ein, „wie mein Bruder so untröstlich war, als ich ihn allein im Wagen zurücklassen mußte? Wie er gar nicht von meinem Halse wollte und dann das Gesicht in das Stroh drückte? Er versprach noch, daß er dem armen Jungen in Lorenzkirchen oder in Strehla einen Pfefferkuchenmann kaufen wollte, damit er sich beruhige.“

Starren Blickes hatte der Fuhrmann dieser Rede zugehört. Von seinem Gesichte war die vorige Röthe

gewichen und Berlegen in ihre Stelle getreten. Den Zeigefinger an die Nase gelegt sann er nach und entgegnete dann mit erkünstelter Leichtigkeit: „Nichtig, nun besinne ich mich wohl. Den kleinen Jungen mit dem Kahlkopfe, der zuletzt noch übrig blieb, habe ich in Strehla auf dem Jahrmarkte abgesetzt.“

„Abgesetzt?“ fragte der Schiffsherr gespannt.

„Untergebracht, wollte ich sagen,“ verbesserte Künzel hastig sich selbst.

„An wen? Wo ist der Kleine jetzt?“

„Das weiß ich nicht. Damals nahm ihn ein — ja ein Jahrmarktsmann an; — er hatte eine große Bude mit —“

„Womit?“ examinierte Wurm gleich einem Inquisitor.

„Mit Schnittwaren,“ sprach Künzel.

„Also wäre es ein Schnittwarenhändler, ein Kaufmann gewesen?“

„Ja, ganz recht, ein Kaufmann war es,“ sagte Künzel froh.

„Woher war er? Wie hieß er?“

„Er hieß — hm! wie hieß er doch gleich? Sein Name ist mir wirklich entfallen.“

„Er muß denselben doch aufgeschrieben haben. Sehe er doch einmal in seinen Papieren nach.“

„Papiere? Ich habe keine Papiere mehr!“ entgegnete Künzel trotzig. „Das alles hat der Amtshauptmann in seinen Händen, und niemand weiter hat sich um die Geschichte zu bekümmern.“

„Doch, mein Freund! Der Amtshauptmann weiß nichts von dem Schicksal des kleinen Rösch, und ich werde, wenn er nicht mit der Wahrheit heraus will, ihn sofort belangen. Woher war der Kaufmann? Das wird Er doch noch wissen?“

„Er war — mir ist immer, wie aus Naumburg, oder war's Merseburg?“

„Dort habe ich überall Bekanntschaft, das will ich bald heraus haben,“ sagte Wurm zuversichtlich.

„Ja,“ sprach Künzel, „der Mann wollte aber nach Amerika auswandern und den Jungen mitnehmen.“

„Dann wäre die Wahrheit noch leichter herauszuforschen, denn wenn Jemand nach Amerika auswandert, so macht dies kein geringes Aufsehen. Mir scheint aber, als wollte Er nur Winkelzüge machen, um mir zu entgehen. Das soll Ihm jedoch nicht gelingen. Erweist sich Seine Angabe als unwahr, so hat Er's mit mir zu thun, und ich lasse mich nicht so leicht abweisen. Ich gehe bis an den König und bringe Ihn ins Zuchthaus, ist es mit dem Jungen nicht richtig zugegangen.“

„Ei, was scher' ich mich um den Jungen!“ rief Künzel grob. „Ist das mein Dank, daß ich mich mit den Bettelkindern herumgeplagt habe?“

„Es wird sich alles finden,“ meinte Wurm und ging. Künzel hingegen, von seinem Gewissen gefaßt, eilte, dasselbe durch eine ansehnliche Portion Branntwein zu betäuben.

„Weine nicht, Kind!“ tröstete Wurm die betrübte Emilie, „dein Brüderchen ist nicht aus der Welt und darum gewißlich aufzufinden. Als er damals im Lande herumkutschirt wurde, hatten wir gerade keinen König, und darum ging es ein wenig funterbunt zu. Sonst gäbe es ohne Zweifel ein richtiges Verzeichnis der untergebrachten Waisenfinder.“

„Ach, mein armer Karlemann!“ klagte Milchen. „Gerade ihm mußte es am schlimmsten ergehen! Er hat's wie geahnt, und darum weinte er auch so bitterlich. Gar nicht aus den Gedanken kann ich es bringen, wie er so voll Verzweiflung meinen Hals gepackt hielt.“

„Ich sage dir, er kommt als Millionär noch einmal aus Amerika wieder, und dann lacht er euch alle aus,“ jagte Wurm.

Indes verfolgte die Kutsche ihr Reiseziel, welches gegenwärtig Paunsdorf war. Als das Dörfchen mit den neu aufgebauten Häusern sichtbar ward, hob Wurm an: „Es ist doch wahr, was der alte Fritz von unserm Sachsen sagte: „Sachsen ist gleich einem Mehlsacke. Ist er auch leer, so stiebt er doch wenigstens noch, wenn man darauf schlägt.“ Wer sähe es diesem Orte an, daß vor wenig Jahren hier die große Völkerschlacht geliefert worden ist? daß damals nicht ein Hundesgeschweige ein Kuhschwanz zu sehen war? Doch wo ist Pierfigs Gut? Diesem Ehrenmanne muß ich die Hand drücken, — versteht sich, wenn er nicht unterdes gestorben ist.“

Glücklicherweise war dies letztere nicht der Fall und die Familie Pierfig noch insgesamt erhalten. Groß war die Freude, als die Kinder Kösch mit ihrem Beschützer Wurm in das Haus traten, welches sie und ihre selige Mutter einst gastfrei beherbergt hatte. Man erinnerte sich der vergangenen Zeiten und deren Drangsale, gedachte der ermordeten Frau Kösch, des armen Phylax und der getöteten Schecke, von welcher eine ganz ähnliche Schwester unter den übrigen Kühen im Stalle stand. Frau Pierfig schnitt von den Weihnachtsstollen ab, und Wurm trug aus der Kutschertasche einige Flaschen Rum nebst dem nötigen Zucker herbei, so daß ein ganz leidlicher Punsch gebraut werden konnte, welcher Herz und Magen erwärmte und Freude über die Anwesenden ausbreitete. Man beschloß, alljährlich einmal wieder auf ähnliche Weise zusammen zu kommen, und weihte dem Andenken des allein noch fehlenden Karlemann ein volles Glas unter dem herzlichsten Wunsch, daß es dem guten Jungen zu derselben

Stunde ebenso wohl gehen möge als ihnen. Es war aber die zehnte Stunde des Weihnachtsheiligabends, als man auf Karlemanns Gesundheit trank, und noch bis tief in die Nacht hinein währte die Freude in Bierfigs Hause, welches die fremden Gäste heute insgesamt beherbergte.

Achtes Kapitel.

Der Weihnachtsheiligabend.

Zwei Tage fehlten noch bis zum Weihnachtsfest, als Karl am frühen Morgen auf seinem ärmlichen Lager erwachte. Noch hatte der Nachwächter ihn nicht geweckt, vielmehr war draußen alles tot und still. Gleichwohl vermutete er nach seiner Munterkeit, daß es Zeit sei, sich auf den Weg nach der Spinnerei zu machen. Beim Scheine des durch das kleine Fenster hereingleuchtenden Schnees legte er seine Kleidungsstücke an, schob den Holzriegel von der Hausthür zurück und wollte dann rasch hinaustreten. Eine wohl ebenso hohe Mauer von Schnee, als er selbst war, stellte sich ihm jedoch entgegen. Nichtsdestoweniger drang er mutig in die nachgebende Wand hinein, meinend, daß bloß eine Windwehe den Schnee so hoch aufgehäuft habe. Allein er irrte sich. Die Schneemasse blieb an Höhe sich gleich, und nach wenigen Schritten sah er sich zum Umkehren gezwungen. Am ganzen Leibe naß, die kalten acht Kartoffeln fürs heutige Frühstück in der Tasche, trat er bangenden Herzens zur Lagerstätte seines Pflegevaters.

„Vater Helmert,“ sprach er voll Angst, „ich kann vor Schnee nicht fort; ratet mir doch, was ich beginnen soll.“

Als der Mann aufgestanden war, hörte man in

mehreren Häusern des zerstreut liegenden Dorfes Schönbach die Thüren öffnen, jedoch nicht in der gewöhnlichen, laut schallenden Weise, sondern unter einem schwachen, dumpfen Schalle. In kurz abgebrochenen Tönen rief ein Nachbar dem andern zu, und dann vernahm man ein Geräusch, als wühle jemand tief unter der Erde, um sich zu Tage empor zu arbeiten. Als Helmert sich durch den Augenschein überzeugt hatte, daß Karls Aussage auf Wahrheit beruhe, sprach er kopfschüttelnd: „Ist es doch, als hätten sich die Luft- und Wassergeister zusammen verschworen, uns zum Christfeste nicht aus den Häusern lassen zu wollen. Das nenne ich eine schöne Weihnachtsbescherung! So alt wie ich bin, kann ich mich eines ähnlichen Schneefalls nicht entsinnen. Es thät' not, ich würde wieder zum Berg- oder vielmehr zum Schneemann, welcher Stollen treiben hilft. Den Weg zur Spinnerei, Junge, laß dir nur vergehen. Nicht übers Dorf hinaus kämst du und schon lägest du im Schnee begraben.“

Als der Mittag kam, war durch die unausgesetzte Arbeit der sämtlichen Bewohner soviel bewirkt worden, daß man wenigstens im Dorfe einen Weg gebahnt hatte, auf welchem man in die verschiedenen Häuser gelangen konnte. Weiter hinaus sich zu wagen, war selbst mit Schlitten bedenklich.

So kam der Weihnachtsheiligabend heran. Karl hielt bereits gezwungene Feiertage, denn Helmert gab es durchaus nicht zu, daß der Knabe sein Leben wage und sich auf den Weg nach der Spinnerei begeben, bevor derselbe völlig gangbar gemacht worden war. Es war Abend geworden. Statt des Lichterbaumes brannte in Helmerts Hütte ein Kienspan, bei dessen Scheine Helmert eifrig über seiner Arbeit saß. Denn er wollte sich selbst eine große Weihnachtsfreude bereiten,

indem er heute die letzte Hand an sein neues Bergwerk legte. Die Kinder und unter ihnen Karl umstanden mit fröhlichen Blicken das gelungene Kunstwerk, das ihnen zuerst und gleichsam als Christbescherung gezeigt werden sollte. Schlag neun Uhr stand es fertig auf dem Tische und Helmert, die Hand am Griffe des Mechanismus, daneben. Zuschauer, und zwar nicht zahlende, waren Helmerts drei Kinder, Karl und Frau Helmert. Der einstige Bergmann hatte sich selbst übertroffen und ein Werk geliefert, das ihn mit Stolz und Freude erfüllte und jedenfalls Aufsehen machen mußte. Als habe er Fremde vor sich, öffnete er unter einladenden Worten die Flügelthüren des aufgestellten Kastens, das feenhaft blinkende Bergwerk mit seinen vielen kunstreich geschnitzten und bunt gemalten Figuren zeigte sich, und die Musik begann. Oben über dem Bergwerke, auf der Erdoberfläche, sah man das Huthaus, in welchem die einfahrenden Bergleute erst ihre Andacht hielten. Der dabei die Aufsicht führende Obersteiger hielt das Gesangbuch in der Linken, während die Rechte sich gemessen nach den Tönen des bekannten Liedes bewegte: „Jesus, meine Zuversicht.“ Dies war gleichsam die Ouvertüre des Schauspiels. An die Stelle des Chorals traten später die Klänge eines ergreifenden Marsches, unter welchem das geschäftige Treiben im Bergwerk selbst begann. Die Häuer fuhren ein und aus; Bergleute drehten oben das Göpelwerk, schafften volle Erzfübel zu Tage und leere in den Schacht hinab. In den Stollen handhabten die Arbeiter Fäustel und Schlägel, karrten sie die sogenannten Hunde und bohrten, behufs des Sprengens mit Schießpulver, Löcher in das Gestein. Hierauf spielte ein rascher Walzer auf. Bergleute im Sonntagsputz mit ihren Schönen walzten aus dem hell erleuchteten Tanzsaale heraus und nach mehrmaligem Umherchwenken wieder

hinein, wobei die Musik schwächer und schwächer wurde und endlich ganz verhallte. Nach einer kleinen Pause nahm sie wieder einen ernsten, schwermütigen Gang an. Als so die bevorstehende Schlußscene eingeleitet war, sprang die geheimnisvolle Pforte auf — und der Berggeist zeigte sich in seiner Höhle, aus welcher er sein Hütlein begehrlieh hervorhielt. Während noch eine lustige Weise das Ganze schloß, sagte Frau Helmert in Bezug auf das vorgehaltene Hütchen des Berggeistes: „Ja, wenn nur schon etwas hineinkäme! Brauchen könnten wir es mehr als je. Dies Jahr ist ein böses. Alles wird immer teurer infolge des gehabten Mißwachses und der Verdienst immer geringer. Der fremde Schlingel will nur größere Bissen haben und verdient gleichwohl immer weniger. Die letzten Tage hat er ganz müßig gelegen, und steigt die Kälte so fort, dann gefriert das Mahlwasser ein, und die Spinnerei friert den Winter über ganz. Was soll dann mit dem Jungen werden?“

„Was mit ihm werden soll?“ fragte Helmert. „Nun, er ißt und trinkt mit uns, so lange wir etwas haben.“

„Das wäre!“ rief die Frau heftig. „Ist es fein, daß man seinen leiblichen Kindern das Brot nehme und werfe es vor die —“

„Unser Karl ist kein Hund,“ sprach Helmert mit Nachdruck.

„Dies war die Tochter des kananäischen Weibes auch nicht,“ entgegnete die Frau, „gleichwohl sagte der Herr Jesus —“

„Davon verstehst du gar nichts, wie dies gemeint war,“ unterbrach sie Helmert. — „Übrigens bedenke doch, daß Karl bis jetzt sein Brot regelmäßig verdient und mir durch den Fund der acht Napoleondor eine neue Erwerbsquelle im Winter verschafft hat. Wäre ich sonst darauf verfallen, Bergwerke zum Verkauf zu

fertigen, hätte ich nicht dasjenige mit so großem Profit wieder verkauft, das ich, nachdem die Kosaken mir mein erstes genommen, hergestellt hatte? Ich sage dir, mit dem Jungen ist der Segen bei uns eingezogen.“

„Nun, da muß ich allein blind sein, weil ich diesen Segen nicht gewahre. Kurz, wenn der Junge nicht bis zu Neujahr wieder Arbeit hat, muß er aus dem Hause.“

Karl hatte das Ende des häuslichen Zwistes nicht abgewartet, sondern war schon bei dem unedlen Vergleich seiner Person mit einem Hunde hinaus vor die Hütte gegangen, wo er seinem Schmerze freien Lauf gestattete. Eben rief der Wächter die zehnte Stunde ab. Demnach war es dieselbe, in welcher in Paunsdorf auf seine Gesundheit getrunken wurde. Statt des feurigen Punsch's rauchte sein Atem in der kalten Winterluft, und nur heiße Kummerthränen trank der trockene Mund jetzt auf. Über ihm hoch am nächtlichen Himmel brannten zwar der Weihnachtslichter unzählige; allein sie waren für ihn so kalt, so kalt wie das Herz seiner Pflegemutter. Darum mochte er sie jetzt gar nicht sehen. Die heiße Stirn legte er draußen an das kältende Thürgewölbe und die Hände gefaltet ineinander. „Mutter, o meine Mutter!“ schluchzte er, dem eben das warme Mutterherz so not that und das kein anderes Herz zu ersetzen vermag. „Wenn mein Mädchen wüßte, wie mir's geht! Was mögen sie wohl jetzt machen, die Geschwister? Ob sie wohl meiner gedenken werden? Also bis zum neuen Jahre bloß, wenn ich keine Arbeit bekomme? Gerade wo die Kälte am bittersten wird, da muß ich fort! Ja, ich muß, wenn ich meinem Vater Helmert nicht die Hölle auf den Hals schaffen will. Das böse Weib! Ach, meine Mutter!“

Am Abend des ersten Weihnachtsfeiertages haberte Helmert wegen Karlemann mit seinem Weibe.

„Du allein bist schuld,“ sprach er, „daß der Junge sich zum Spinnherrn aufgemacht hat, um Arbeit von ihm zu erbitten. Wenn er unterwegs verunglückt ist, hast du seinen Tod auf dem Gewissen und fortan schlimme Zeit bei mir. Hätte ich ihn nur nicht gehen lassen!“

„Unkraut verdirbt nicht,“ erwiderte die Frau lieblos, „der Junge wird da sein, ehe wir's uns versehen.“

Zum erstenmal in seiner elfjährigen Ehe bestrafte Helmert die Härte seiner Frau durch eine Maulschelle, worauf er sich aufmachte, den über die Gebühr ausbleibenden Knaben aufzusuchen. Spät erst kam er wieder. Trotz der großen Kälte dampfte er vor Schweiß, welchen nicht allein die große Anstrengung auf dem verschneiten Wege, sondern auch die Angst um den verschwundenen Karl hervorgebracht hatte.

„Auf der Spinnerei ist er zwar gewesen,“ erzählte er, „doch, weil er den Spinnherrn nicht angetroffen, in derselben Stunde schon wieder fortgegangen. Gott erbarme sich des unglücklichen Kindes, das deine Härte in den Tod getrieben hat. Nicht eher, als bis der Schnee wegtaut, werden wir seinen Leichnam finden.“

Fortan war der Friede aus Helmerts Hütte gewichen, und gar sehr hatte die Frau Ursache, ihre Lieblosigkeit gegen die Waise zu bereuen, denn wirklich bekam sie nun böse Tage von ihrem Manne auszustehn, welchen selbst sein Kunstwerk nicht über Karls Verlust zu trösten vermochte.

Neuntes Kapitel.

Der barmherzige Samariter.

Die Bäume, bis an die Äste im Schnee steckend, brachen fast unter dessen Last. Die ganze weite Land-

Friedr. v. O. 1816

schaft zeigte eine weiße Fläche mit größeren und kleineren Schneehügeln, keine Straße, kein Pfad war sichtbar. Die Natur lag erstorben und begraben unter dem dicken, schweren Leichentuche. Wo waren jetzt die Bewohner des Waldes, der flüchtige Hirsch, der starke Eber, das schlanke Reh, der furchtsame Hase? Nicht einmal ein Hund oder eine Katze ließ sich blicken, denn rettungslos wäre jedes Tier in dem tiefen Schneemeere versunken. Nur ein paar Krähen flogen wie schwarze Leichenmänner langsam über den großen Gottesacker hin. Die winterliche Sonne war bereits hinter den Bergen hinabgesunken und hinterließ nur noch einen roten Schein, der den Schnee blutig färbte, bis die völlige Dämmerung ihm seine eigentümliche Weiße wiedergab.

Da war es, als töne ein schwaches Schellengeläute unter dem Schnee hervor. Zuweilen wurde auch der Kopf eines Pferdes für einen Augenblick über demselben sichtbar, und in der That, wo das Tier nicht fortzukommen sich getraute, hatte der Mensch sich eine Bahn gebrochen; denn unwiderstehlich lebt in ihm der Trieb zur geselligen Annäherung. Zwei manns hohe, etwa zwei Meter weit auseinander stehende Mauern von Schnee bildeten einen der Natur abgetrohten Gang, in welchem sich ein einspänniger Schlitten rasch daherbewegte. Trifft es sich, daß zwei dergleichen Fuhrwerke einander begegnen, so ist das Ausweichen mit großen Anstrengungen, ja sogar mit Gefahren verbunden, indem der Ausweichende gezwungen ist, so viel von der Schneewand zu beseitigen, als er für Pferd und Schlitten Raum nötig hat. Unser Schlitten war ein gewöhnlicher erzgebirgischer, mit getheilten Rufen und einem Korbe versehen, in welchem außer dem Fuhrmanne noch ein in Pelz gehüllter Mann saß. Plötzlich scheute das Pferd in seinem raschen Trabe

und prallte zurück. Ein Peitschenhieb brachte es zwar um zwei Schritte weiter, jedoch bäumte es schon in der nächsten Sekunde wieder empor.

„Was hast du nur, Hans?“ brummte der Fuhrmann und streckte den Hals lang aus, die Ursache des unvermuteten Hindernisses zu erspähen. „Alle Wetter, Herr Verwalter!“ rief er, „da sitzt jemand mitten im Wege. Seien Sie doch so gut und halten Sie einmal die Zügel.“ Der Kutscher kletterte aus dem Korbe und näherte sich dem Menschen, der sich einen ebenso unpassenden als unbequemen Ruheplatz erdoren hatte.

„Herr Verwalter,“ meldete er, „es ist ein Junge, der mit dem Rücken an der Schneewand lehnt und die Beine quer über den Weg gestreckt hat. Er rührt sich nicht, ich mag ihn rütteln, soviel ich will.“

„Heiliger Gott!“ rief der Pelzmann erschrocken, „da ist er wohl erfroren und tot?“

„Was nicht schon ist, kann noch werden,“ versetzte der Kutscher, „jetzt aber scheint er mir noch bloß zu schlafen. He!“ er schrie dem Schläfer in die steifgefrorenen Ohren, „steh' auf, mein Sohn!“ Diese Worte begleitete ein erneutes Schütteln des Oberleibes.

Ohne die Augen zu öffnen, erwiderte jetzt der Knabe unwillig: „So laßt mich doch, Vater Helmert! Ich bin gar zu müde, und in die Spinnerei brauche ich auch nicht zu gehen, das Rad ist eingefroren.“

„Und du dazu!“ brummte der Kutscher; denn unser Karlemann war wieder zum steifen Holzblocke geworden, der mit sich machen ließ, was man wollte.

„Reib' ihm Schnee ins Gesicht,“ riet der Verwalter.

Der Kutscher befolgte diesen Rat, der seine Zweckmäßigkeit durch den Erfolg bewährte.

„Pfui doch, Röse!“ rief Karl unmutig und unter

Sträuben, „dem Vater werd' ich's sagen, daß du mich schon wieder nicht gehen läßt.“ Als aber das Belebungsmittel seinen ersten Reiz auf Karls Gesicht verloren hatte, schlief jener wieder hart und fest.

„Was ist da zu machen, Herr Verwalter?“ rief der Knecht ratlos, „der Junge wird nicht munter und bliese ihm ein Auferstehungengel mit der großen Weltposaune ins Ohr.“

„Hier ist nicht lange zu besinnen!“ versetzte der Verwalter, „lade ihn auf und dann rasch weiter.“

Der Knecht ächzte unter der Last, die, schwer wie ein Stein, in das Stroh des Schlittenkorbes fiel und von dem menschenfreundlichen Verwalter mit einem Theile seines großen Pelzes bedeckt wurde. Darauf trabte Hans, der wegen seiner Rücksichtnahme gegen ein Menschenleben von seinem Führer höchlich belobt wurde, munter von dannen und legte noch eine ansehnliche Wegstrecke zurück, bevor er mit dem Schlitten in einen großen Rittergutshof einfuhr.

Daß und welche Versuche mit Karl unternommen worden waren, ihn wieder zu beleben und zu erwecken, — wußte er selbst nicht anzugeben; auch nicht, wie er aus seinen Kleidern und in ein Bett gekommen war; nicht, wie lange er geschlafen hatte. Als er endlich erwachte, sah er sich mit Staunen in einem fremden Gemache und seine Lagerstätte von vielen neugierigen Gesichtern umringt. Darauf ward er ins Verhör genommen, in welchem er mit großer Treue die Wahrheit an den Tag förderte. Er hatte Arbeit in einer weiter gelegenen Spinnerei suchen wollen, war vom richtigen Wege abgekommen und, von großer Müdigkeit befallen, nicht imstande gewesen, eine menschliche Wohnung zu erreichen. Seine Ketter beschloßen nun, ihn mit der ersten gefahrlosen Gelegenheit wieder seinen Pflegeeltern zuzuschicken. Mit Verwunderung

hatte Karl aus dem Gespräche der Anwesenden erfahren, daß er sich auf böhmischem Grund und Boden befinde und wohl vier Stunden von Schönbach entfernt sei.

Plötzlich wurden seine Gedanken auf einen andern Gegenstand geleitet. Erst jetzt ohne Kleider sich gewahrend, hob er ganz erschrocken an: „Herrgott! wo ist mein Geldbeutel hin?“

„Dein Geldbeutel?“ fragte der Verwalter verwundert. „Ich denke, du bist so arm, und trägst volle Geldbeutel bei dir?“

„Ich hatte ihn in meiner Hosentasche stecken,“ fuhr Karl fort, ohne des Verwalters Einwurf zu beantworten. Eilig suchte er in den ihm zugereichten Beinkleidern nach dem vermißten Geldbeutel, den er auch noch richtig an seinem Orte fand. Mit schnellen Fingern schob er die Ringe zurück, und die Bleifugel darin herausnehmend, sprach er froh: „Die hat meine Mutter in der Schlacht bei Leipzig totgeschossen.“

Kaum waren diese Worte über seine Lippen, als ein Mann, der bis jetzt scheinbar teilnahmlos und mit verschränkten Armen auf einem Stuhle im Winkel des Zimmers gesessen hatte, sich rasch erhob und den Kreis der Zuschauer durchbrach, diese machten ihm unter den halblauten Ausrufungen: „Der Herr Baron! der Herr Hauptmann!“ ehrerbietig Platz.

Der Herr sah jedoch weder baron- noch offiziermäßig aus. Ein ziemlich grober Überrock von mäufefahlem Tuche, der bis an den Hals zugeknöpft war, deckte seinen schwächtigen Körper und eine ganz gewöhnliche Mütze das dunkelblonde Haupthaar. In seinem Blicke drückte sich eine ziemliche Unstätigkeit und in seiner Rede eine große Hast aus. Indem er zu Karls Lager trat, wanderten seine Augen abwechselnd von dessen Antlitz auf die Kugel und von der Kugel auf

die Umstehenden. „Totgeschossen — in der Schlacht bei Leipzig?“ murmelte er schnell, „dann sind wir ja Leidensbrüder!“

„Ja, mausetot geschossen!“ beteuerte Karl. — „Die Kugel war ihr mitten in den Kopf geflogen, und der Barbier aus Wutenau hat sie, als meine Mutter schon im Sarge lag, herausgeschnitten und mir geschenkt, weil ich gern ein Andenken von ihr haben wollte.“

„Und wer versorgt dich nun, Kleiner?“ fragte der Hauptmann.

Karl wies mit der Hand zur Decke des Zimmers auf. „Der liebe Gott da oben,“ antwortete er, „denn mit Vater Helmert ist es aus. Und wenn ich schon ihm wieder zugeschickt werde, muß ich doch aus dem Hause, weil ich bis zum neuen Jahre keine Arbeit bekomme.“

Des Hauptmanns Unruhe wuchs mit jedem Worte aus Karls Munde. „Herr Friedrich,“ sprach er nach einem inneren Kampfe zum Verwalter, „ich werde den armen Jungen bei mir behalten. Nehmen Sie sich seiner nur noch so lange an, bis ich deshalb mit meinem Herrn Vetter gesprochen habe.“

„Sehr wohl, mein Herr Hauptmann!“ erwiderte der Verwalter, „wenn nur der Herr Baron keine Umstände machen wird.“

„Glauben Sie?“ fragte der Hauptmann betroffen. „Ich habe ja ohnehin keine Freude auf der Welt,“ fuhr er wehmütig fort, „sollte er mir auch diejenige nicht gönnen wollen, ein Kind dem Elende zu entreißen?“

„Nun, Herr Hauptmann,“ versetzte der Verwalter gerührt, „gibt der Herr Baron seine Einwilligung nicht, so werde ich um Ihretwillen den Knaben nicht von mir ziehen lassen. Der liebe Gott hat ihn ja ohnedies zunächst mir zugewiesen. Im schlimmsten Falle nehme ich ihn zu meinem Lämmerjungen an.“

Gespannt hatte Karl diese Verhandlung über sein künftiges Schicksal mit angehört. Als dieselbe so günstig für ihn ausfiel, faltete er andächtig die Hände, und mit Thränen in den Augen rief er aus: „Ach, gnädiger Herr Hauptmann! gnädiger Herr Verwalter! tausend Dank, daß Sie mich nicht verstoßen wollen. Der liebe Gott segne Sie tausendfach dafür am Leibe und an der Seele. Wäre ich nicht hier im Bette, ich würde Ihnen die Hand hundertmal küssen für Ihre Güte. Ich will hüten, was Sie mir nur anvertrauen, und wenn es selbst ein Drache wäre. Ziegen habe ich schon gehütet und auch schon einmal eine Herde Kühe, als der Gemeindegirt in Schönbach vier Tage krank lag. Stricken kann ich auch und lesen und etwas schreiben. Wenn Sie —“

„Still!“ gebot der Hauptmann und ging, sein Anliegen bei seinem Better, dem Baron, abzumachen. Karl hingegen fuhr in seine Kleider und frühstückte dann mit dem größten Appetit, was ihm die Freigebigkeit des edlen Verwalters zuteilte.

Zehntes Kapitel.

Der Bettelbettel.

Der Baron und Major von Geiersberg ruhte auf dem Sopha von seiner Arbeit, deren Überreste, einige ausgeleerte Weinflaschen, Rebhühner-Gerippe, Weißbrot, Butter und Schweizerkäse, auf dem runden Tische vor ihm standen. Des Barons übervolles Antlitz glühte bereits über und über, und die etwas stammelnde Zunge zeugte von der Güte der genossenen schweren Weine. In der andern Ecke des Sophas hatte die Frau Baronin Platz genommen, welche eine Modezeitung durchblätterte und zuweilen von einem

Glase süßen Weines nippte. An den Fenstern des prächtig ausgeschmückten Zimmers trommelten die zwanzig Finger zweier Baronsprößlinge, Knaben von acht und zehn Jahren. Auch sie hatten der Flasche zugesprochen, wie die vorhandenen leeren Gläser bezeugten.

„Der Bettelvetter kommt!“ rief plötzlich der jüngere aus.

Die Baronin legte die Zeitung hin und sagte spöttisch: „Und hinter sich drein einen langen Schwanz von Bettelleuten, nicht wahr?“

„Nein,“ sprach der Sohn, „diesmal nicht. Er kommt aus einem Ökonomiegebäude und gerade auf unsere Hausthür zu.“

„Er wird uns doch nicht etwa mit seinem Besuche belästigen wollen?“ entgegnete die Baronin mit finsterner Stirn. „Vielleicht ist er in seiner Verrücktheit nur fehlgegangen und hat unsern Schloßflügel für den seinen angesehen. Man muß den Bedienten davon in Kenntniß setzen, damit er den unausstehlichen Menschen nicht hereinläßt.“ Sie klingelte stürmisch. Der Diener, welcher herbeieilte, erhielt von ihr die strenge Weisung, den Bettelvetter durchaus nicht vorzulassen. Bevor er jedoch das Zimmer verlassen konnte, war jener schon eingetreten. Der freundliche Gruß, welchen er dem Baron, der Baronin und den beiden Knaben widmete, blieb gänzlich unerwidert. Die Jungen maßen unter höhnischem Lachen die dürftige Gestalt des Bettelvetters; die Baronin war in die äußerste Ecke des Zimmers getreten und beschäftigte sich, dem Grüßenden den Rücken zugehend, mit einem Papagei; der Baron hingegen hatte unverändert seine nachlässige Lage beibehalten und stierte mit den gläsernen Augen vor sich hin. Wenn man den dicken Major mit dem Vollmonde vergleichen konnte, so war der magere Hauptmann das

richtige letzte Viertel. Derselbe wurde jetzt von jenem mit den barschen Worten angefahren: „Was wollen Sie?“

„Ich komme, Herr Better,“ versetzte der Hauptmann, „Ihnen anzuzeigen, daß ich mir einen kleinen Diener zugelegt habe.“

„Sie, einen kleinen Diener?“ fragte der Major erstaunt. „Wie können Sie so etwas sich unterfangen? Wovon wollen Sie ihn denn unterhalten?“

„Von den zweitausend Thalern, die Sie mir nach dem Testamente unseres seligen Onkels alljährlich auszusahlen haben,“ sagte der Hauptmann gelassen.

Der Major lachte höhnlich. „Dieses Geld“, sprach er, „würde Ihnen ebensoviel nütze sein, als einem Säuglinge die spitze Schere. Wollen Sie das Geld haben, so schaffen Sie sich erst hinreichenden Verstand an, es weislich anzuwenden. Verstehen Sie mich?“

Über des Hauptmanns Gesicht zog jetzt ein tiefer Schatten von Schmerz und Betrübniß. Eine bittere Erwiderung schien ihm auf der Lippe zu schweben, doch kämpfte er sie noch standhaft nieder. Dabei flogen seine Augen über das ganze Zimmer hinweg, sprangen von den Weinflaschen zu den hohnlachenden Messen hinüber, dann zur teilnahmlosen Cousine hinab und wieder auf den Major zurück, dessen Antlitz noch blau-roter geworden war.

„Zahlen sie mir meine Leibrente aus,“ sprach er sanft, „die Sie mir schon seit drei Jahren widerrechtlich vorenthalten. Ich habe meinen armen Unterthanen Kartoffeln und Brot in diesem Hungerjahre versprochen, der Häuslerwitwe Kunath für die gefallene Kuh eine andere, den fünf Waisen des Flurschützen Schmiedel Kleider und Wäsche, dem Invaliden Korb einen neuen Anzug und dem Ochsenjungen ein Paar Stiefel; fünf Tagelöhnerfamilien will ich Brennholz

anfahren lassen und dem alten Trappert Stroh zur Umdeckung seines haufälligen Daches verabreichen. Dazu brauche ich aber Geld — mein Geld, das Sie mir auszusahlen haben, Herr Better!“

„Diese übelklingende Vitanei höre ich nun zum hundertstenmal,“ sagte der Major verdrießlich, „verschonen Sie mich doch damit. Es hilft Ihnen ja zu gar nichts.“

„Ich werde es dem Herrn Kommissar klagen, sobald er mit dem Doktor hierherkommt,“ versetzte der Hauptmann gereizt.

„Thun Sie das!“ antwortete der Major gelassen. „Sie haben nun schon zweimal erfahren, was Ihnen Ihr Klagen gefruchtet hat. Es bleibt dabei, erst Verstand, dann das Geld.“

Der Hauptmann verstummte für eine Weile, blickte starr zu Boden und rieb sich dann die Stirn mit der flachen Hand.

„Ich bin sehr unglücklich,“ seufzte er dann, und jeder Ausdruck von Troß war aus seinem bleichen Antlitz verschwunden, „sehr unglücklich! konnte denn die Kugel in der Leipziger Schlacht, anstatt mir im Unterleibe sitzen zu bleiben, nicht lieber mein Gehirn zerschmettern, wie der Mutter des kleinen Waisenknaben unten geschah? Dann hätt' ich schon längst Ruhe.“

„Und ich dazu!“ brummte der Major hart. „Besser wär's allerdings für uns beide gewesen.“

Diese Lieblosigkeit unbeachtet lassend, fuhr der Hauptmann fort: „Better, da Sie mir nicht gestatten, den Armen von meinem Gelde Gutes zu erweisen, so erlauben Sie mir wenigstens, daß ich mein Leid einem mir verwandten Wesen klagen darf.“

„Dann wäre der fragliche Diener ein Betteljunge?“ mischte sich hier die Baronin mit spitziger Zunge ein.

„So ist's, gnädige Frau,“ entgegnete der Hauptmann freundlich. „In Gottes Augen sind wir ja alle

Bettler, die sein Gnadenbrot essen und seiner Gnade bedürfen. Better!“ wandte er sich wieder an den Major, „einem Lot Blei verdanken sie Ihren Reichthum, ein sorgenfreies Leben, die Besitznahme einer großen Herrschaft, die tägliche Demütigung meiner Ihnen verhaßten Person, und ich dagegen — ein Leben voll unaussprechlichen Jammers — einen täglich wiederkehrenden geistigen Tod. Wollen Sie mein Elend noch höher steigern, jeden kleinen Wunsch unbarmherzig mir verjagen? Gönnen Sie mir den kleinen Diener, ich bitte Sie darum. Zwar bedarf ich seiner nicht zu meinen Diensten; allein er bedarf meiner!“

Gebeugten Nackens, in sich zusammengeschniegt und in demütiger Stellung harrte der Hauptmann des Ausspruches seines übermütigen Better's.

„Steht er nicht wie ein echter Bettelmann da?“ sprach der älteste Sohn des Barons zu seinem Bruder.

„Nur um Ihr Gefächze quitt zu sein und weil Sie bitten,“ entschied jetzt der Major, „mögen Sie den Buben annehmen. Doch muß ich zuvor sehen, was an dem Schlingel ist. Schicken Sie ihn herüber. Aber Livree bekommt er in keinem Falle. Das merken Sie sich.“

Stumm verneigte sich der Hauptmann und ging. Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als eine neue Erscheinung an seine Stelle trat. Ein Mann, kurzen und gedrunghenen Wuchses, mit klein geschlitzten Augen und dem unverkennbaren Ausdrucke heimlicher Tücke in dem breiten Gesichte, zeigte sich ohne weiteres. Seine Kleidung ähnelte eher derjenigen eines Soldaten, als eines Dieners, doch gehörte deren Träger jedenfalls nur dem niederen Stande an. Um so mehr zu verwundern war es, daß der Ankömmling, ohne ein Wort zu sprechen, an der Seite des Barons Platz nahm und sich eigenhändig ein Glas Wein eingoß, das er auf einen Schluck hinunterstürzte. Nachdem er sich auf

gemeine Weise den Mund mit der umgewandten Hand gewischt hatte, hob er finster an: „Was wollte denn der Bettelvetter bei Ihnen, Herr Major?“

Der letztere hatte bis jetzt der unverschämten Auf-
führung des Eindringlings stillschweigend zugehört.
Aber seine Rechte krampfte voll inneren Grimmes in
das Polster des Sophas, seine Zähne drängten sich
knirschend aufeinander und sein Antlitz ähnelte einer
glühenden Bombe, die auf dem Punkte steht, zu zer-
platzen und einen Feuerregen über die ganze Nachbar-
schaft auszuschütten. Man konnte es an dem gewalt-
samem Zucken aller Gesichtsmuskeln ermessen, welche
Gewalt der Major anwandte, um den drohenden
Ausbruch seiner inneren Wut niederzukämpfen.

„Was wollte denn Ihr sauberer Herr Bettelvetter?“
wiederholte der Frager und handhabte zum zweitenmal
die Flasche.

Jetzt öffneten sich die Lippen des Majors: „Er
will sich einen kleinen Jungen als Diener zulegen“,
preßte er hervor, „und bat mich deshalb um Erlaubnis.“

„Sie haben's ihm doch abgeschlagen?“ rief jener hastig.

„Ich habe es ihm erlaubt,“ entgegnete der Baron
und wandte das Auge ab.

„Das ist ein Kinderstreich!“ eiferte der andere,
welcher nichts mehr als des Majors erster Diener war.
„Zu was soll das führen?“ polterte er fort. „Wollen
Sie Ihren Bettelvetter ganz übermütig machen? Dann
mögen Sie sehen, wie Sie mit ihm fortkommen. Ich
ziehe meine Hand aus dem Spiele.“

Ein Faustschlag des Barons auf den Tisch, daß
Flaschen, Gläser und Teller klirrend zu Boden stürzten,
unterbrach die weitere Rede seines Dieners. Die Bombe
entlud sich.

„Wer hat hier zu gebieten, Schurke! du oder ich?“
fuhr er auf. „Gleich einem Wurm zertrete ich dich, wenn

du dich aus dem Staube erheben willst, für den du geschaffen bist. Fort von diesem Platze, fort aus diesem Zimmer, aus meinen Augen, du bissiger Hund."

Er streckte den Arm aus, den Glenden bei der Brust zu fassen und aus dem Zimmer zu werfen. Der Diener ersparte ihm jedoch diese Mühe. Er war von dem Sopha aufgesprungen und richtete auf seinen Herrn einen Blick voll tödlichen Giftes gleich einer Klapperschlange; der Baron erstarrte und ließ den erhobenen Arm wieder niedersinken. Nachdem jener so seinen Gegner entwaffnet hatte, hob er mit eisigem Tone und Blicke an: „Herr Major, nicht Ihr Hund, nicht Ihr Diener — der freie, verabschiedete Reiterunteroffizier Doeg steht vor Ihnen. Vergessen Sie nicht, was Sie mir schuldig sind und mir versprochen haben. Gedenken Sie der Schlacht bei Leipzig! Weiter sage ich nichts.“

Er ging trotzig aus dem Zimmer, und lautlos blickte ihm der Major nach. Als die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war, murmelte der Major grimmig in die Zähne: „Dieser keifende Hund ist weit unerträglicher als ein ganzes Schock winselnder Bettelvettern.“

„Warum jagst du den Glenden nicht aus dem Hause?“ hob die Baronin vorwurfsvoll an. Schon längst habe ich mich im stillen über deine unbegreifliche Nachsicht gegen die Anmaßungen des Schurken Doeg gewundert. Er treibt es ja immer toller; am Ende spielt er den Herrn und du wirst zu seinem unterthänigen Diener. Was kettet dich nur so unauflöslich an den Grobian?“

Dies durfte der Baron freilich nicht sagen. Die Sünde war es, die ihn zum Sündenknechte, zum Diener seines eigenen Dieners machte.

„Schweig!“ rief er seiner Frau zu. In großen Schritten maß er dann das Zimmer. Gleichsam zu seiner Entschuldigung hob er später an: „Ich bin ihm

tief verpflichtet, — es ist wahr! Treu wie Gold hängt er an mir, und bei Leipzig — ja, da hat er mir, so zu sagen, das Leben gerettet, mich aus — der Gefangenschaft gehauen. Aber dennoch — nein, er treibt's zu arg. So kann es nicht länger fortgehen. Er oder ich!“ Der Major trat ans hohe Fenster, blickte sinnend in die Winterlandschaft hinaus und sagte dann vor sich hin: „Noch einmal will ich ihm vergeben, dann aber nicht wieder. Wiederholt er seine Frechheit, so mache ich kurzen Prozeß mit ihm und noch schnelleren Spruch.“

„Der kleine Knabe, den der Herr Hauptmann annehmen will, bittet um ein gnädiges Gehör,“ meldete der eintretende Diener.

„Er soll zu allen Teufeln gehen oder zu seinem neuen Herrn!“ schrie der Baron zornig. Natürlich wählte Karl Rösch das letztere und befand sich auch wohler bei diesem als bei jenem.

Elftes Kapitel.

Das neue Leben.

Der Rittmeister von Geiersberg bewohnte den linken Flügel des weitläufigen Schlosses, dessen Zimmer an Schmuck und Nettigkeit weit hinter denen des Hauptgebäudes zurückstanden. Spinnen, Mäuse und Holzwürmer machten die zahlreiche Einwohnerschaft aus, welche auch die Herzensgüte des Rittmeisters frei schalten und walten ließ. Karl war eingezogen bei seinem neuen Herrn und dünkte sich ein Prinz zu sein, weil er solche hohe, tapezierte Gemächer noch nie gesehen, geschweige denn betreten hatte. Als er am andern Morgen früh von seinem Lager aufstand, welches im Vergleich mit seinem seitherigen ein kostbares war, fand er seinen Herrn schon munter und bei dem Scheine

einer Lampe in dem Nebenzimmer sitzen. Der Rittmeister hatte bereits sein Bett aufgeschüttelt und in Ordnung gebracht, und als ihm Karl darüber seine Verwunderung zu erkennen gab, sprach er gütig: „Mein Sohn, derjenige Mensch lebt am unabhängigsten, der wenig Bedürfnisse kennt und diese sich selbst zu befriedigen gelernt hat. Darum sollst du mir nicht Diener, sondern mein Sohn sein, dessen Erziehung mir unser Gott anvertraut hat. Hast du beten gelernt?“

„O ja!“ versetzte Karl treuherzig.

„Nun, so wollen wir zusammen beten und Gott danken für seine Güte, die abermals über uns neu gewesen ist. Früher, als ich noch Offizier war, hielt ich es mit meinen Kameraden für eine Schande, zu beten; allein die Not hat mich andern Sinnes gemacht und darum wenigstens dieses Gute für mich gehabt.“

Nachdem das Morgengebet vorüber war, kauerte der Rittmeister vor dem großen Ofen nieder und begann Feuer zu machen, wobei ihm Karl hülfreiche Hand leistete.

„Bist du gewohnt, des Morgens Kaffee zu trinken?“ ergründete der Rittmeister weiter.

Karl nickte. „Alle Sonn- und Feiertage“, sprach er, „bekam ich drei Tassen Kaffee, versteht sich aber Sichorienkaffee.“

„Und in der Woche?“

„Da steckte ich, weil ich schon früh vor fünf in die Spinnerei mußte, acht Kartoffeln zu mir, die ich zum Frühstück aß und die den Abend vorher allemal gekocht wurden.“

„Und sie schmeckten dir auch, diese kalten Kartoffeln?“

„Ganz gut! Wenn ich dann nur mehr gehabt hätte.“

Der Rittmeister blickte nachdenklich vor sich hin. „Ich wollte das Kind lehren“, sprach er zu sich, „und

am Ende lerne ich von ihm, daß ich noch nicht der unglücklichste Mensch bin.“

„Welch eine Behandlung hattest du denn bei deinen Pflegeeltern auszustehen?“ fragte er den Knaben.

„O, da konnte ich eben nicht groß klagen. Vater Helmert that mir alles zu Liebe, seine Frau aber freilich alles zum Pöffen. Sie zankte den ganzen Tag — versteht sich des Sonntags, wenn ich nicht in der Spinnerei war. Auch verabreichte sie mir heimlich manchen Buß und Rippenstoß, doch daraus machte ich mir zuletzt gar nichts mehr. Die Köse, wenn sie einen Topf oder eine Schüssel zer schlagen hatte, schob mir's allemal in die Schuhe, und Lieb und Lob ließen es an Neckereien gerade auch nicht fehlen.“

„Klagtest du es denn nicht deinem Pflegevater?“

„O ja, zuweilen, wenn sie es gar zu bunt machten. Aber dann setzte es einen solchen Heidentanz, daß ich endlich lieber schwieg und alles über mich ergehen ließ, um nur Vater Helmert das Argerniß zu ersparen.“

„Wie wurde dir es möglich, dies alles zu ertragen?“

„Ich klagte es immer meiner Mutter. Und wenn ich nun so in der Einsamkeit weinte und schluchzte: „Mutter, ach meine Mutter!“ da war es mir, als spräche sie jedesmal von oben herab: „Weine nicht, armer Karlemann. Es wird schon besser werden.“ Dies ist auch eingetroffen, als ich so müde vom Herumirren ward und mich im Schneewege nieder setzte, wo mich der Herr Verwalter fand und auf lud.“

„Ist dieser würdige Anzug dein einziger gewesen?“

„Noch ein paar graue Leinwandhosen liegen beim Vater Helmert, die ich Sonntags über die tuchenen anzog.“

Der Rittmeister verglich hier seine, allerdings seinem Stande nicht ganz angemessene, doch warme und reinliche Kleidung mit derjenigen Karls, und immer nachdenklicher ward seine Miene.

Der Kaffee dampfte aus zwei vollgeschenkten Tassen, von denen eine für Karl bestimmt war. Bevor der Rittmeister sich setzte, holte er aus einem Wandschrank ein Stück Weihnachtsstollen, das voller großer und kleiner Rosinen war und von ihm in zwei Stücke geteilt wurde.

„Nun trink und is,“ gebot der Rittmeister, „doch hast du dich gewaschen?“

„Zawohl,“ versetzte Karl, „das ist allemal mein erstes.“

„Du hattest ja aber kein Geschirr dazu und kein Wasser?“

„Ich nahm den Schnee, der draußen vor dem Kammerfenster lag, und wusch mich damit. So machte ich es immer, wenn unser Wasser eingefroren war. Auch fror mich dann gar nicht, wenn ich früh zur Spinnerei laufen mußte.“

Einträchtig genossen jetzt Herr und Diener ein Frühstück, das jener armselig, dieser überreich nannte. Dein Herr ist ein sehr glücklicher Mensch, dachte Karl insgeheim, und du dazu. Diese schönen Zimmer, alle Tage Kaffee, warmes Essen, ein gutes Bett, Brennholz in Menge, eine prachtvolle Lampe, in der Woche Sonntagskleidung, ei, ist das nicht ein glücklicher Mann und ich sein glücklicher Diener!

Die Meinung von dem Glücke seines neuen Herrn steigerte sich noch bei Karl, als jener eine Tabakspfeife herbeiholte, mit Tabak stopfte und anzündete. Wohlriechende Wolken ausdampfend, setzte er sein Examen mit Karl weiter fort, der treulich auf die verlangte Rede Antwort gab.

Nachdem es Tag geworden war, reinigte der Rittmeister seine Kleider und Stiefel selbst, wobei er seinen Diener bloß anhielt, dasselbe auch für sich zu thun. Dann unterrichtete er ihn im Lesen, Schreiben,

Rechnen und andern nötigen Wissenschaften, so daß zehn Uhr vormittags herankam, ehe Karl sich's verjah. Derselbe erhielt jetzt ein Butterbrot, so gut, wie er es seit Jahren nicht genossen hatte. Dann kramte sein Herr lange in seinen Sachen herum und machte ein Bündel zusammen, welches er seinem Diener zu tragen gab. Beide machten sich auf den Weg, der sie hinaus ins ansehnliche Dorf führte. Zuerst traten sie in eine Hütte, wo eine steinalte Frau vor dem Ofen sich abmühte, aus grünem Reisholze Feuer anzumachen. Weil es jedoch naß war, wollte ihr es damit nicht gelingen.

„So geht es nicht, Mutter Hanisch!“ sprach der Rittmeister, „zum Anmachen wenigstens muß Sie trockenes Holz nehmen.“ Er machte seinen Mantel auseinander und ließ ein darunter verstecktes Bündel Scheitholz zu Boden fallen, welches die Alte unter Dankjagungen in Empfang nahm.

„Wie steht's mit dem Beine?“ fragte der Rittmeister in einem andern Hause, wo ein armer Tagelöhner einen offenen Schaden am Schenkel hatte.

„Der Doktor giebt gute Hoffnung, gnädiger Herr Baron,“ versetzte die Frau. „Er meint, mit Eintritt der milderer Witterung würde sich die Wunde von selbst schließen. Aber ich weiß meinem Leibe keinen Rat mehr, woher endlich noch Bindeleinwand nehmen. Ein ganzes Bettuch habe ich bereits zerschnitten.“

Der Rittmeister nahm seinem Diener das Bündel ab, öffnete es und langte eins seiner Hemden hervor, welches er der Tagelöhnersfrau mit den Worten schenkte: „Hier! zum Tragen ist es zu schlecht, jedoch zu Bindezeug noch tauglich genug.“

Von da wanderte der Nothelfer weiter und gelangte in ein Haus, wo eine junge Bauerndirne krank im Bette lag. „Hat das Zugpflaster seine Wirkung ge-

than?“ fragte der Pfücher in der edlen Heilkunst die Mutter der Patientin, „hat der Schmerz in der Seite aufgehört oder wenigstens nachgelassen?“ — „Nicht ganz,“ versetzte jene, „doch geht es seit gestern etwas besser.“

„Das Mädcl hat sich tüchtig erkältet,“ sprach der Rittmeister, indem er den Puls der Kranken untersuchte, „und muß schwitzen, wenn sie ganz hergestellt werden soll.“ Er zog ein kleines Arzneifläschchen hervor, aus welchem er in einen gleichfalls mitgebrachten Kaffeelöffel eine wasserhelle Flüssigkeit tropfen ließ und solche der Kranken einflößte. „Das ist Liqueur Mindereri,“ sprach er, „und bringt Schweiß hervor. Schwacher Lindenblüthen-tee, Wassersuppe und gleichmäßiges Warmhalten thun das Weitere. Adieu!“

Der nächste Besuch galt einer kleinen Stube, in welcher acht größere und kleinere Kinder, theils nackt, theils im bloßen Hemde herumsprangen. Jauchzen und Schreien der sich tummelnden Kinderwelt empfing die Eintretenden. Sofort sah sich der Rittmeister von lauter blauäugigen, lachenden Gesichtern umringt, die verlangend auf seine Hände schauten. Diese langten in die Manteltasche und verteilten große Stücke Brot an die Begehrlichen, welche die Gabe sofort zum Munde führten. „Aber, Töffel,“ hob der Rittmeister zu dem ältesten Knaben an, „du solltest dich wirklich schämen, noch im Hemde herumzulaufen. Du bist ja so groß und alt, daß du bald in die Schule gehen kannst. Komm her! Ich will sehen, ob ich mit meiner Schneiderkunst Ehre bei dir einlegen werde.“

Das bewußte Bündel brachte ein paar Hosen zum Vorschein, welche der Rittmeister dem Jungen auf den Leib legte und mit der Länge und Breite der Beine verglich. „Sie werden passen, hoffe ich,“ sprach er vergnügt. „Sonach habe ich nicht vergeblich gestrichelt und genäht.“

„Ach, gnädiger Herr Rittmeister!“ sagte hier die dankbare Mutter, „jeder Stich an diesen Hosen hat Ihnen gewiß eine Stufe in den Himmel erbaut.“

„Sie langten aber noch lange nicht hinauf,“ scherzte der Nothhelfer und verabschiedete sich mit seinem Begleiter, um der Häuslerswitwe Kunath zum Ankauf einer Kuh zehn Thaler einzuhändigen.

„Sie reichen zwar nicht hin,“ sprach er dabei, „allein ich hatte nicht mehr. Es ist meine Rittmeister-Pension auf diesen Monat. Vielleicht kann ich Ihr den nächstfolgenden wieder einen kleinen Beitrag bringen.“ Von den Segenswünschen der Beschenkten überschüttet, setzte der Rittmeister sein wohlthätiges Wirken fort, indem er den leiblichen Gaben auch noch geistige hinzufügte, einem reichen Bauern, dem vor kurzem der Tod den einzigen Sohn entrißen hatte, liebevoll Trost einsprach, einem Spieler und Trunkenbolde hingegen durch ernste Worte das Gewissen so rührte, daß er mit Hand und Mund eine sofortige Besserung gelobte.

So war die Mittagszeit herbeigekommen, weshalb der Rittmeister seine Schritte dem Schlosse wieder zuwandte. Hier aber verschwand bei jenem mehr und mehr die heitere Stimmung, welche das süße Bewußtsein, recht gethan zu haben, in uns hervorzubringen pflegt. Im Angesicht des Schlosses angelangt, vermied der Rittmeister dessen Anblick und ging, in Gedanken versunken, mit zur Erde gewandtem Blicke vorwärts; Karl folgte ihm träumerisch auf dem Fuße nach.

Plötzlich und unerwartet sah dieser sich mit seinem Herrn zugleich zu Boden geworfen und zwar durch einen kleinen Handschlitten, der mit voller Kraft von einem nahen Hügel herab ihnen in die Beine gefahren war. Sein Lenker und Insfasse war der ältere Geiersberg, welcher aus vollem Halse lachte, während

die beiden Gefallenen sich wieder aufzurichten bestrebt.

„Ha! ha!“ lachte er überlaut, „das heiße ich mit einem Schläge zwei Fliegen getroffen! Den Bettelvetter und seinen Betteldiener! Ha! ha!“

Gleich ihm lachte sein jüngerer Bruder oben auf der Anhöhe, und auch das Richern der Frau Baronin wurde vernehmbar.

Als der Rittmeister aufgestanden war, ballte sich im gerechten Zorn seine Hand, um dem Spötter einen derben Schlag aufs Haupt zu versehen. Allein er bemeisterte seine Aufwallung und schritt, ohne ein Wort fallen zu lassen, dem Schloßhose zu. Hier wartete seiner eine andere Demütigung. Doeg, des Barons übermüthiger Liebling, trat dem Rittmeister in den Weg, ohne daß er die Hand grüßend zur Pelzmütze geführt hätte, ob schon er jenen heute zum erstenmal sah. Ja, er trieb seine Unverschämtheit so weit, daß er laut zum Oekonomiegebäude herauf rief: „Herr Berwalter, es gab wohl noch nicht genug Bettelleute in unserm Schlosse, daß sie uns noch mit einem mehr versehen mußten?“

Der Rittmeister sagte nicht eher ein Wort, als bis er in seinem Zimmer war. „Der Heiland“, sprach er zu Karl, „war ein Herr über alles, und dennoch ließ er sich verspotten, schlagen, verspeien, geißeln und ans Kreuz heften. Wir aber sollen seinem Beispiele nachfolgen und darum nicht Böses mit Bösem vergelten. Dies merke dir. Auch beschimpft derjenige sich selbst, welcher andere schimpft.“

Zwölftes Kapitel.

Der Wut-Anfall.

Mehrere Wochen lang hatte die winterliche Kälte ohne Unterbrechung fortgedauert. Erst um Lichtmess nahm sie etwas ab. Der tiefe Schnee hatte sich gefest, auch waren die Wege wieder fahrbar geworden, daher man ohne Gefahr von einem Orte zum andern gelangen konnte. Damit Vater Helmert sich nicht um seinen verschwundenen Pflegesohn ängstigte, hatte der Verwalter im Auftrage des Rittmeisters einen Mann bezahlt, welcher jenen von dem Vorgefallenen in Kenntnis setzen sollte. Karl selbst brannte vor Ungeduld, seinen früheren Wohlthäter mit einem Besuche zu überraschen und durch die Kunde von seinem gegenwärtigen Glücke zu erfreuen. Bisher hatte der weite, nicht ganz gefahrlose Weg ihn verhindert, diesen Plan auszuführen, nun trat an dessen Stelle ein anderes, fast noch unübersteiglicheres Hindernis.

Zum Lichtmessfeste hatte der Major von Geiersberg die adeligen Gutsbesitzer aus der Umgegend eingeladen, welche auch unter Peitschenknallen und Schellengeläute angefahren kamen. Mit einbrechender Dunkelheit erglänzte das ganze Schloß von hellem Kerzenschimmer, nur der linke Flügel, den der Rittmeister bewohnte, lag still und finster da. Man vernahm das Klirren gegeneinander stoßender Weingläser, das Bivatgeschrei und Freudengerümmel der Schmauser und Zecher, die Klänge der Musik und das Geräusch der Tanzenden. Im Oekonomiegebäude tafelte die fremde Bedienung wohl ebenso laut als ihre Herrschaft, und im Schloßhofe stampften ungeduldig die ihrer Bürde harrenden Pferde. Mit aufgestügten Armen saß der Rittmeister in seinem Zimmer beim Scheine der Lampe. So oft

das Getöse der fremden Gäste sein Ohr erreichte, flog eine Wolke bitteren Unmutes über sein leidenvolles Antlitz.

„Wie sie an meinem Marke zehren!“ sprach er aufspringend. „Ich, der rechtmäßige Besitzer, bin nur geduldet, ja ein Fremdling in meinem Eigenthume! Und die dasselbe verprassen, spotten meiner noch. O unglückselige Kugel! Doch, Heinrich, wärest du mehr als jetzt, hätte der selige Onkel einem andern die Herrschaft zuschreiben lassen? Schäme dich des häßlichen Neides. Laß sie schlemmen! Besteht doch das Glück des Lebens in etwas Höherem! Aber reichten die heute vergeudeten Summen nicht hin, die Kummerthränen meiner Armen auf einmal zu trocknen?“ Er ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Du hast Punsch getrunken?“ sprach er streng und mit finsterner Miene zu Karl, der mit glühender Wange jetzt eintrat.

„Der Herr Verwalter, zu welchem Sie mich schickten, drang mir ein Glas voll auf, weil ich in meinem Leben keinen Punsch getrunken hatte,“ antwortete Karl schüchtern.

„Laß dich nicht verführen!“ ermahnte der Rittmeister. „Wache und bete, daß du nicht in Anfechtung fallest. Leg' dich zu Bett,“ gebot er mit ganz ungewöhnlich barschem Tone und im Widerspruche mit seiner vorigen Rede.

Am nächsten Morgen kochte der Rittmeister gegen seine Gewohnheit keinen Kaffee, ja er heizte nicht einmal ein, obgleich die Fensterscheiben hart gefroren waren. Vielmehr stürzte er mehrere große Gläser kalten Wassers hinunter und ramte dazwischen mit schnellen Schritten durch die Reihe seiner Zimmer. Verwundert sah ihm Karl zu. Endlich faßte dieser sich ein Herz

und fragte: „Gnädiger Herr Rittmeister, soll ich nicht einheizen und Kaffee kochen?“

Statt der Antwort warf jener den Mantel um und rannte ohne Kopfbedeckung davon. Karl mit der Mütze des Rittmeisters schnell ihm nach. Als beide in den Schloßhof gelangten, rief ein Knecht, den barhaupten Rittmeister gewahrend, laut: „He! Niklas! wir bekommen Tauwetter. Der Bettelvetter hat wieder einmal seinen Kaps!“

Der Rittmeister lief jetzt, gefolgt von seinem Schatten, dem kleinen Diener, aus dem Schloßhofthore und ins Freie. Als er Karls kurze Schritte hinter sich im Schnee knistern hörte, drehte er sich um und, mit der Hand eine abwehrende Bewegung beschreibend, sagte er: „Marsch!“ Karl blieb unschlüssig stehen, bis jener Knecht herbeikam und mit Lachen sagte: „Was stehst du hier und schauest deinem verrückten Herrn so verwundert nach? Bisher hast du ihn nur von seiner vernünftigen Seite kennen gelernt, nun siehst du auch seine unvernünftige. Merke dir: wenn wir anderes Wetter bekommen, so wandelt sich auch dein Herr um. Er ist unser untrügliches Wetterglas.“

Der rohe Kerl ließ hierauf unsern Karl verwundert stehen und ging seiner Wege. Letzterer aber lernte allgemach einsehen, daß der Himmel nicht ewig blau bleiben dürfe, sondern auch seine finsternen Wetterwolken zeigen müsse. Zwei Tage hindurch tobte sein Herr fort, ohne daß Karl die Ursache davon ergründen konnte. Schlimm hätte es um ihn gestanden, wäre nicht der Verwalter so gütig gewesen und hätte den Knaben in dieser Zeit mit dem nötigen Unterhalte versehen. Diesem ward allmählich angst vor seinem Herrn, denn der jüngere Sohn des Majors hatte zu ihm gesagt: „Höre, Bettelbedienter, nimm dich in acht, daß dir dein Herr in seiner Verrücktheit nicht einmal die Kehle abschneidet.“

Diese Warnung schien noch am Abend desselben Tages in Erfüllung gehen zu wollen. Als Karl bereits im Bette lag, kam unvermutet sein Herr ins Zimmer. Seine Linke hielt die Lampe, während die Rechte mit mehreren Gegenständen beladen war, unter denen Karl beim Näherkommen seines Herrn dessen Schleppsäbel, das Barbiermesser und die große Papierschere erkannte. Mehrere Messer, Gabeln und Federmesser waren in ein Bündel zusammengebunden, aus welchem, gleich dem Beile der Viktoren aus dem Hutensbündel, ein starker Nicksänger hervorragte. Also bewaffnet, trat der Rittmeister vor das Bett seines Dieners, den bei diesem Anblicke vor Schreck die Gänsehaut überlief. Im Begriff, das Deckbett als schützenden Schild über sein gefährdetes Haupt zu ziehen, hielt ihn die trauernde Anrede seines Herrn noch zurück.

„Da, mein Sohn,“ sprach er seufzend, aber mit Hast, „nimm diese tödlichen Werkzeuge und verstecke sie, so gut du nur kannst. Aber den Baron drüben laß nichts davon wissen.“ Er ließ die Schneide- und Stech-Instrumente auf das Bett fallen und flüchtete eilig in sein Zimmer zurück, in welchem er sich heute fest einriegelte. Am andern Morgen blieb die Thür für Karl verschlossen und that sich auch nicht eher auf, als bis der Pfarrer des Dorfes, ein ehrwürdiger Greis in Silberhaaren, davor erschien und Einlaß begehrte. Karl blieb außen stehen und hörte durch die Thür, wie der Pfarrer mit sanfter, eindringlicher Stimme zum Rittmeister sprach, welcher bald darauf laut zu weinen begann. Er weinte noch, als der Pfarrer nach zwei Stunden ihn verließ und Karl dafür eintreten mußte. Der Rittmeister lag auf seinem Lager ausgestreckt und in heißen Thränen, welche einem Manne, geschweige einem Soldaten, ganz sonderbar anstehen. Eine unsägliche Wehmut, eine tiefe Zerknirschung war

über seine Züge ausgebreitet; mit fast ersterbender Stimme sprach er, dem Knaben die rechte Hand entgegenstreckend: „Mein Sohn, ich bin in diesen Tagen wohl recht hart gegen dich gewesen? Habe Mitleiden und Geduld mit einem Unglücklichen, der ein schweres Übel zu tragen hat. Versprich mir, daß du mich nicht verlassen willst, auf daß ich nicht doppelt unglücklich in meiner Einsamkeit werde.“

„O gnädiger Herr Rittmeister,“ versetzte Karl, indem er gleichfalls vor großer Rührung weinte, „ich weiß gar nicht, was Sie wollen; Sie haben mir nicht das Geringste zu leide gethan. Da hätten Sie die Frau Helmert sehen sollen. Diese prügelte mich zehnmal hintereinander und fragte nicht, ob mir's weh thäte. Meinetwegen genieren Sie sich ja nicht.“

Man sieht, daß Karl bereits etwas von der höheren Bildungssprache profitiert hatte. Merkwürdig aber war es, daß des Knechtes Vorhersage von der Veränderung des Wetters richtig eintraf. Nachdem der Rittmeister wieder ins alte, vernünftige Geleise gekommen war, trat Tauwetter ein. Später gestand sich Karl selbst ein, daß er an seinem Herrn ein untrügliches Wetterglas besitze, denn jede bevorstehende Veränderung machte sich durch die Wiederholung des eben beschriebenen Zustandes kund.

Es war um die Zeit der Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche, wo furchtbare Stürme den Abschied des langen Winters verkündeten, als Karl an einem frühen Morgen durch viele Tritte in seiner Nähe aufgeweckt wurde. Eilig, weil er sich verschlafen zu haben meinte, warf er sich in die Kleider und begab sich in das Zimmer seines Herrn. Dieser saß bereits angekleidet, regungslos auf einem Stuhle. Er sah sehr bleich und unbeschreiblich niedergeschlagen aus und heftete den starren Blick zu Boden. Um ihn her waren mehrere

Männer beschäftigt, welche, von Doeg angewiesen, des Rittmeisters Sachen durchsuchten, alles, was einer Waffe ähnlich sah, entfernten und außen vor den Fenstern des Bohnzimmers eiserne Gitter anschraubten. Auch verjahren sie das Sofa und die Stühle mit reinen Überzügen, ebenso des Rittmeisters Lagerstätte; die Fenster wurden mit schönen Vorhängen geschmückt, der Fußboden aufgebohnt, die Spinnweben beseitigt, und die Zimmer überhaupt in einen besseren Stand gesetzt. Verwundert schaute Karl diesem ungewöhnlichen Treiben zu, dann näherte er sich leise seinem Herrn, den anzureden er sich nicht getraute. So stand er neben ihm eine geraume Weile, nach welcher der Rittmeister seinem kleinen Diener einen Blick zuwarf, der diesem, seines schmerzlichen Ausdruckes wegen, durch das Herz schnitt.

„Der Kommissar kommt,“ sprach jener dumpf vor sich hin, „darum werde ich wieder eingesperrt — wahnsinnig gemacht — o die Kugel!“ Bei diesen Worten faßte er mit beiden Händen seinen Leib und schwieg. Jetzt näherte sich Doeg und sagte mit barscher Stimme zu Karl: „Hier bist du nichts nütze, Betteljunge! mach', daß du fortkommst.“

Eine flüchtige Röthe auflodernden Zornes glitt über des Rittmeisters Antlitz. „Geh', mein Sohn,“ sprach er dann sanft, aber eindringlich, „geh' indes zum Verwalter, damit dir der Anblick des beginnenden Trauerspiels erspart werde.“

Betrübten Herzens gehorchte der Knabe und flehte den Verwalter an, ihm das Räthelhafte in dem Leben seines guten Herrn zu erklären. Der Verwalter warf erst seiner Gattin einen fragenden Blick zu, dann sagte er: „Warum sollt' ich dem Jungen verheimlichen, was das ganze Dorf weiß? Ist er jetzt doch der Nächste bei dem armen, guten Herrn und darf darum auch

wissen, welches eine Bewandnis es mit ihm hat. Höre also! Der Herr Major und dein Herr hatten einen reichen Onkel, dem die ganze Herrschaft Geiersberg zugehörte und welcher außerdem noch große Reichthümer besaß. Derselbe hatte den Rittmeister, dessen Eltern frühzeitig gestorben waren, erzogen, und wie seinen eigenen Sohn geliebt, was dieser auch in jeder Hinsicht verdiente. Daher war es mit Gewißheit anzunehmen, daß ihn der alte Herr zu seinem Erben einsetzen würde. Zwar hatte dieser in unserm Herrn Major noch einen Neffen, der ihm ebenso nahe verwandt war als der Herr Rittmeister, allein jener stand nicht sonderlich bei ihm in Gunst, und nicht ohne Grund glaubte man, daß er einst nur wenig oder nichts von seinem Onkel erben würde. Beide Vettern befanden sich bei einem Reiterregimente als Lieutenants und zogen als solche im Jahre 1813 gegen das französische Heer ins Feld. In der Schlacht bei Leipzig bekam der Rittmeister eine Kugel in den Unterleib, die, wenn man nicht die edleren Eingeweide verletzen und den Tod des Verwundeten herbeiziehen wollte, nicht zu entfernen war. Zwar wurde der Rittmeister scheinbar wieder hergestellt; allein die noch in ihm steckende Kugel bereitet ihm eben den qualvollen Zustand, welcher zu gewissen Zeiten so heftig wird, daß er einem Wahnsinnigen gleicht und seiner Vernunft nicht mehr Herr ist. Als der reiche Onkel dieses Übel, trotz der Anwendung der geschicktesten ärztlichen Hülfe, nicht zu beseitigen vermochte, machte er bei dem Herannahen seines Todes ein Testament, nach welchem der Major die Verwaltung der Herrschaft Geiersberg bis zur völligen Wiederherstellung des Rittmeisters, als des rechtmäßigen Erben derselben, übernehmen, diesem eine anständige Wohnung im Schlosse einräumen und jährlich noch 2000 Thaler als Leibrente auszahlen sollte. Zugleich

verordnete er, daß alljährlich ein kaiserlicher Beamter, als Kommissar, nebst dem Kreisphysikus den Gesundheitszustand des Rittmeisters genau untersuchen und von dessen Aussprüche die Überantwortung der Herrschaft in des wahren Erben Hände abhängen sollte. Überdies setzte der alte Herr als ein kluger Mann, der alle Möglichkeiten berechnete, fest, daß, wenn der Rittmeister vor dem fünfzigsten Jahre unverheiratet und ohne Kinder sterben würde, die Herrschaft Geiersberg nicht dem Major, sondern dem Invalidenhause zu Prag zufallen sollte. Da allemal ums Frühjahr des Rittmeisters Zustand am bedenklichsten ist, so erscheint auch dann der Kommissar mit dem Doktor zur Untersuchung, und eben diese steht dem Rittmeister nächstens bevor, weswegen du auch jene Anstalten treffen siehst. Nun weißt du alles.“

Aufmerksam hatte Karl dieser langen Erzählung, welche für den zehn- bis elfjährigen Knaben wohl etwas zu hoch gehalten war, zugehört. Vieles wurde ihm nunmehr klar, doch fühlte er dunkel, daß seinem Herrn in mehr als einer Hinsicht großes Unrecht geschehe, und daß weder der Major mit seiner Familie, noch die größere Hälfte der Dienerschaft nach dem Sinne des Testaments handle.

Sonach war der Rittmeister nichts weniger als ein Bettelvetter, vielmehr der rechtmäßige Besitzer der schönen Herrschaft, dagegen der Major ein Ruckucksei, welches in das Nest einer friedlichen Grasmücke gelegt worden war.

Drei Tage lang bekam Karl seinen Herrn nicht zu sehen. Am Morgen des vierten kam der Major aus dem linken Schloßflügel in den Hof gerannt und rief mit lauter Stimme nach dem Doeg.

„Auf!“ gebot er demselben, „jage, so schnell du

kannst, nach Sebastiansberg und hole den Kommissar herbei. Unser Bettelvetter wird gleich rasen."

Doegs tückisches Gesicht verzog sich zu einem hämischen Lächeln. Er bestieg ein zu diesem Zwecke schon bereit gehaltenes Reitpferd und sprengte mit verhängtem Zügel aus dem Schloßhofe. Der Wagen des Barons, mit vier raschen Schimmeln bespannt, rollte einige Minuten später nach. Um die Mittagszeit trafen Doeg, der Kommissar und der Kreisphysikus ein. Sie begaben sich ungesäumt nach der Wohnung des kranken Rittmeisters, und Karl, von einer heftigen Begierde ergriffen, schlüpfte mit ihnen zugleich in den bewachten Schloßflügel. Er fand das Zimmer seines Herrn voll Menschen, ihn selbst aber, händeringend und von einer unaussprechlichen Angst gefoltert, auf und nieder schreitend.

"Um meines Heilands willen," flehte er die Anwesenden an, "laßt mich allein! Ich brauche Platz, um Atem zu holen. Eure Gegenwart beängstigt mich. Was tretet ihr mir auf den Leib — auf diesen Leib, der mit tausend schweren Kugeln angefüllt ist? Herunter, o herunter mit euren bleiernen Füßen! Geht, oder ich muß noch rasend werden."

"Das ist ja eben unser Wille," murmelte Doeg in sich hinein. Der Rittmeister aber packte jetzt den ihm zunächststehenden Diener bei der Brust und schüttelte ihn heftig, wobei er zähneknirschend rief: "Willst du nicht von mir weichen, Satan? Ich werfe dich in die Hölle zurück, welcher du zu meiner Qual entstiegen bist."

Auf einen Wink des Majors fielen zwei handfeste Knechte dem Rittmeister in die Arme, welcher, nachdem er mit übermenschlicher Kraft gegen die Übermacht gerungen, in ein herzerreißendes Schreien ausbrach.

„Sie sehen, Herr Kommissar,“ sprach nun der Major unter bedauerndem Achselzucken, „daß es mit meinem geliebten, unglücklichen Better noch immer beim alten steht. Herr Doktor, untersuchen Sie seinen Zustand und Sie werden mir beipslichten müssen. Hier das Erforderliche zur Aufnahme des Protokolls, welches sämtliche Anwesenden als Zeugen zu unterschreiben haben.“

Der Kommissar setzte sich, nahm die Feder und schrieb. Man hatte den Rittmeister indes aufs Sofa geworfen, wo er, an Händen und Füßen gehalten, von dem Doktor untersucht wurde. Seine Aussage ward zu Protokoll genommen und der Thatbestand durch die Zeugen bekräftigt. Währenddessen kniete Karl hinter der herumgeschlagenen Flügelthür des Zimmers und betete unter heißen Thränen für seinen unglücklichen, mißhandelten Herrn zum lieben Gott. Aufgefallen war ihm, daß der Rittmeister heute zum erstenmal eine weiße, mit hochgelben Aufschlägen versehene Offiziersuniform trug — eine Auszeichnung, die ihm gerade jetzt am unrechten Orte zu sein schien und unmöglich von dem Rittmeister selbst veranlaßt worden war. In tiefen Gedanken kehrte er in die Verwalterwohnung zurück.

Am Spätabend desselbigen Tages begleitete der Major die beiden Glieder der Untersuchungs-Kommission, welche von ihm aufs beste bewirtet worden waren, nach dem harrenden Wagen. Er wartete, bis derselbe zum Schloßhofe hinaus war; dann kehrte er in seine Wohnung zurück, wo er mit vergnügtem Gesichte zu seiner Frau sagte: „Nun haben wir wieder auf ein ganzes Jahr Ruhe, und der Rittmeister bleibt unser Bettelvetter wie zuvor.“

Dreizehntes Kapitel.

Eine Entdeckung.

Die Stengitter waren wieder entfernt worden, ebenso auch die Wächter aus des Rittmeisters Wohnung. Er selbst hatte den freien Gebrauch seiner Vernunft zurück-erhalten und die Sache ging in ihrem alten Geleise fort. Der Sommer kam und mit ihm manche Freude, welche von dem Rittmeister und seinem kleinen Diener dankbar genossen wurde.

Eins konnte der letztere gar nicht aus seinen Gedanken bringen, die weiße Uniform mit den gelben Aufschlägen, die nach dem Abgange der Untersuchungs-Kommission sofort wieder verschwunden war. Einmal schon hatte er sie gegen seinen Herrn erwähnt, doch von diesem ein finsternes Gesicht und die kurze Antwort erhalten: „Weiße Uniform? du faselst wohl! Ich kenne keine!“

Eines Tages räumte Karl in den sämtlichen Zimmern seines Herrn auf. Dabei entdeckte er einen Wandschrank, dessen Thür er nach vielfachen Versuchen endlich glücklich aufbrachte. Wer beschreibt seine Überraschung? Da hing sie, die weiße Uniform, die ihm schon so viel Kopferbrechens gemacht. Dabei befand sich auch noch ein goldschimmernder Reiterhelm, eine seidene, gelb und schwarz gestreifte Feldbinde, Stiefel mit Silbersporen, ein Umhängetäschchen und ein gerades Reiterschwert, ganz wie die Uniform eines österreichischen Kavallerie-Offiziers es mit sich bringt.

Karl kannte nichts Siligeres, als den ganzen Kram aufzuladen und solchen seinem Herrn vorzulegen.

„Hatte ich nicht recht?“ sprach er fröhlich, „da ist die weiße Uniform! O, bitte, ziehen Sie sich einmal als Offizier an. Das müßte ihnen herrlich und viel

besser stehen als Ihr alter mäusefahler Überrock. So sehen Sie ja gar keinem Rittmeister ähnlich."

Der Rittmeister heftete voll Erstaunen seinen Blick auf die Uniform. „Ja," sprach er mit sichtlicher Rührung, „das ist mein Anzug, den ich als Lieutenant trug. Damals, ach, da war ich noch glücklich, noch gesund und in dem Besitze eines väterlich gesinnten Doktors. O schöne Zeit!"

„Ziehen Sie doch nur an!" drängte Karl mit kindlichem Ungestüm. — „Gleich sollen auch die Stiefel spiegelblank gepußt sein. Machen Sie doch, gnädiger Herr."

Der gütige Herr willfahrte. Bald stand er im vollen Schmucke vor dem hohen Spiegel, in welchem er unter wehmütigem Lächeln seine verfallene Gestalt in der viel zu weiten Uniform betrachtete. Auch Karl war plötzlich sehr ernst geworden. Sein Geist strebte, längst erloschene Bilder wieder aufzufrischen, und als ihm dies gelang, klärte sich seine unwölkte Stirn auf, wie wenn nach einem Gewitter der bunte Regenbogen den Himmel umspannt.

„Gnädiger Herr!" rief er außer sich, „Sie sind der gütige Offizier gewesen, der mir in der Schlacht bei Leipzig den vollen Geldbeutel in die Tasche schob. An dem gelben Aufschlage erkenne ich Sie wieder!" Er zog aus seiner Tasche die verschossene Seidenbörse hervor. „Das ist Ihr Beutel, gnädiger Herr Rittmeister, nicht wahr? Und diese Kugel," fuhr er trauernd fort, „hat meine gute Mutter — totgeschossen!"

Dem Rittmeister gingen die Augen über. Er nahm die Börse dem Knaben aus der Hand, betrachtete sie, sowie die beiden Ringe, in welchen ein E. v. G. eingegraben war, mit prüfendem Blicke. „Ja," sprach er dann, „es ist wirklich meine Börse. Ob diejenige, welche sie gestrickt und mir zum Andenken in den Krieg

mitgegeben hat, wohl noch leben und meiner gedenken mag?“ Er hielt inne. Dann sagte er zu Karl: „Auf demjenigen Schlachtfelde also, wo ich meine Gesundheit und mit ihr mein Glück verlor, mußte ich, unbekannt, meinem einstigen Diener das Aufgeld geben? Wunderbar! Wirfst du auch,“ fuhr er tief ergriffen fort, „bei dem armen Bettelvetter bleiben wollen, auf daß er nicht ganz in seiner Not vergehen müsse?“

Karl umschloß seine Kniee. „Zweimal schon haben Sie mich erkauft,“ schluchzte er, „wie sollte ich da nicht Ihr Eigentum verbleiben?“

Der Rittmeister hob den Knieenden empor, drückte ihn an seine Brust und küßte ihn herzlich.

„Wir sind Leidensvettern,“ sprach er dann, „welchen beiden eine Bleikugel das Teuerste auf Erden entrissen hat. Laß uns darum vereint bleiben, bis Gott der Herr auf diese oder jene Weise unserm Leide ein gnädiges Ende macht.“

„Amen!“ schloß Karlemann und küßte seines Herrn Hand.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß sie eine Änderung in der Lage der Dinge hervorgebracht hätten. Der Zustand des Rittmeisters war derselbe geblieben; der Besuch des Kommissars hatte sich wiederholt und der Major nichts an seiner unwürdigen Behandlungsweise gegen seinen Vetter geändert. Die Baronskinder waren ins Kadettenhaus gebracht worden und quälten nur während der Ferien den Bettelvetter und dessen Diener. An die Stelle des wackeren Verwalters hatte der Major einen Mann von abschreckendem Wesen gesetzt, wie denn der letztere seither immer bemüht gewesen war, seine Dienerschaft und Umgebung aus lauter harten Gemüthern zusammenzusetzen, die in das Horn ihres Herrn zu blasen geneigt waren.

Eines Tages, zu Ende des Augustmonats, kehrte

der Rittmeister von seinem Rundgange, den er in gefundenen Tagen bei den Armen seiner Herrschaft zu machen pflegte, nach dem Schlosse zurück. Ein Stück vor dem Dorfe noch, welches das Schloß umgab, traf er auf einen Reisewagen, welcher mit einer zerbrochenen Achse auf dem Wege lag. Sein Innfasse und der Kutscher plagten sich, den auf die Seite gefallenen Wagen wieder aufzurichten, und als ersterer den Rittmeister in seinem unscheinbaren Rocke, der dem eines Dieners ähnelte, daher schreiten sah, rief er ihm bittend zu: „Mein Freund, seid so gut und stehet uns bei.“

Hierauf legte der Baron willig Hand ans Werk und half den Kutschkasten wieder aufstellen, worauf der Schaden besichtigt und die Hülfe eines Stellmachers als nötig erkannt wurde. Bis derselbe eine Notachse herbeigeschafft haben würde, sollte der Wagen an seinem Orte stehen bleiben und der Kutscher indes die Pferde in den Stall bringen. Um sein Eigentum nicht Dieben preiszugeben, nahm der Eigentümer des Wagens einen Koffer und einige kleinere Packereien herab und wandte sich an den Rittmeister mit der Bitte, sie ihm gegen eine billige Vergütung bis an das Dorf schaffen zu helfen. Über das Mißverständnis im geheimen lächelnd, unterzog sich der Rittmeister der ihm gestellten Zumutung, ließ sich den Koffer auf die Achsel heben und beschwerte auch seine Hände noch mit einigen kleineren Zugaben. Also bepackt, wanderte er neben dem Fremden auf das Dorf los. Plötzlich erdröhnte die Erde von schnellen Rosseshufen. Die Kutsche des Majors, mit den vier Schimmeln bespannt, kam saujenden Galopps aus dem Dorfe daher. Bei diesem Anblicke wollte schon der Rittmeister die ihm nicht gebührende Bürde von sich werfen, allein er überwand auch diesen Anfall irdischen Stolzes und pilgerte unverdrossen vorwärts. Der Major im Wagen schoß hierauf dem adeligen Kofferträger einen vernichtenden Wutblick zu;

seine Gemahlin hingegen schlug hohnlachend die Hände zusammen und rief, was glücklicher Weise nur die nächste Umgebung vor dem Wagengerassel verstehen konnte: „Wie? unser Bettelvetter ist gar zum Packesel geworden?!“

Standhaft setzte jedoch der Rittmeister seinen Weg fort, als auf einmal die Zwischenkunft Karls, der eine Strecke hinter seinem Herrn zurückgeblieben war, die Scene schnell veränderte.

„Herrje! gnädiger Herr Rittmeister!“ rief dieser voll gerechten Erstaunens, „was machen Sie denn da?“ Diese Worte erstaunten zwar den Rittmeister nicht, wohl aber den Fremden, welcher die Größe seiner Übereilung einzusehen begann. Dieselbe stieg mehr und mehr, als Karl sich des Koffers zu bemätern strebte und dabei sagte: „Erlauben Sie, gnädiger Herr Baron! geben Sie mir die Sachen, daß ich sie trage.“

In der größten Verlegenheit wandte sich nun der Fremde zu seinem Kofferträger. „Was muß ich hören,“ sprach er schamrot, „Herr Rittmeister! Gnädiger Herr Baron! O, können Sie mir wohl meine unglückliche Blödsinnigkeit verzeihen? Ihre Uniform hielt ich wirklich für — für —“

„Eine Livrée!“ ergänzte der Rittmeister lächelnd. „Nun, auch der Träger einer Uniform hat sich dem Dienststande gewidmet, wenn schon sein Herr der Monarch und seine Gebieterin das Vaterland ist. Und sind wir nicht insgesamt vom Schöpfer bestimmt, einander zu dienen, wo wir wissen und können? Bleibe ich darum nicht, was ich bin? Ich habe nicht die Ehre, Ihren Stand und Beruf zu kennen. Allein würden Sie nicht gleichfalls bereit sein, mir mit Ihren Kräften beizustehen, wenn ich deren bedürfte?“

„Gewiß, mit der größten Bereitwilligkeit!“ stammelte der Fremde. „Ich bin der Doktor der Medizin,

Adolf Härtel, wohne in Neustädte! und reise eben aus Karlsbad wieder nach Hause. Ihre Gnade rührt und beschämt mich zugleich. Wäre ich doch in!stande, Ihnen auf der Stelle durch die That zu zeigen, wie tief Sie mich soeben sich verpflichtet haben.“

„Wie, wenn ich Sie beim Wort hielte?“ fragte der Rittmeister. „In der nächsten Hütte liegt ein Kranker, dessen Zustand ich gern untersucht zu sehen wünschte. Wir haben zwar einen Arzt in der Nähe,“ fuhr er, seiner völligen Ohnmacht sich erinnernd, etwas verlegen fort, „allein —“

„O schnell, führen Sie mich zu ihm!“ unterbrach ihn der Doktor, „alles, was in meinen Kräften steht, werde ich anbieten, um dem Armen einige Linderung zu verschaffen.“

Während der Wagen beim Stellmacher kuriert wurde, vollzog dessen Herr eine äußerst schwierige Operation an dem Kranken, welche ihn dem Leben wiedergab und von ungewöhnlicher Geschicklichkeit des Operateurs zeugte.

„Nun, Karl,“ sprach am Abend desselben Tages der Rittmeister zu seinem Diener, „was meinst du? War das Leben eines unserer Mitmenschen etwa zu teuer erkauft durch die kurze Übernahme einer kleinen Last? Wie selig hat mich der wunderbare Vorfall gemacht? Ach könnte doch der wackere Doktor Härtel auch mir helfen und die Kugel aus meinem Leibe entfernen!“

Vierzehntes Kapitel.

That und Lohn.

Obgleich der Major in dem ungeschmälerten Besitze eines ihm freilich nicht zukommenden Reichtums sich befand, folgte das Glück nicht gerade seinen Schritten. Er besaß einen Pfahl im Fleische, welcher ihm fast ebensoviel Not machte, als seinem Better die Bleikugel

im Unterleibe. Dieser Pfahl, der ihm sogar noch in der Ewigkeit zu schaden drohte, war — Doeg. Derselbe glich einer Rachegöttin der alten Heiden, welche den Übelthäter auf allen Tritten verfolgte und ihm jede Freude verbitterte. Ziel des Majors Blick auf seinen Günstling, so blieb ihm sicher der Bissen im Halse stecken und zu Galle verwandelte sich der Wein. Er, der sich vor dem allmächtigen Gott nicht fürchtete, zitterte heimlich vor dem abgedankten Reiterunteroffizier. Doeg nahm eine immer drohendere Haltung gegen seinen Herrn an, und was er demselben ins Gesicht oft sagte, klagte dieser keinem andern Ohr wieder.

Der Rittmeister bereitete sich durch seine Wohlthätigkeit gegen andere so manche himmlische Freude, sein Better hingegen nur einen kurzen Sinnenrausch, indem er sich den Genüssen einer schwelgerischen Tafel hingab, die ihre Berehrer in der Regel dafür mit einem ungesunden Körper belohnen. Aber auch Doeg war nicht glücklich, was ein böser Mensch nie sein wird und kann. Neid und Habsucht waren die beiden Schlangen, welche ohne Aufhören an ihm nagten und jede Lust ihm verbitterten. Das gegenseitige Verhältniß zwischen ihm und dem Baron war ein sehr drückendes geworden und konnte bei der Denkweise der beiden Männer unmöglich so fort bestehen. Daher klang es dem Major nur äußerst angenehm, als Doeg eines Vormittags mit finsterner Miene zu ihm ins Zimmer trat und sagte: „Herr Major, ich lebe des Glaubens, daß Sie meiner Dienste nicht länger bedürfen und daß es daher besser sei, wenn wir uns baldigst trennten.“

„Wie du willst, lieber Doeg,“ erwiderte der Major mit ungewöhnlicher Freundlichkeit. „Sei versichert, daß ich deine treue Anhänglichkeit nie aus meinem Gedächtnisse schwinden lassen werde.“

Doeg lächelte höhnisch. „Ich gedenke,“ fuhr er

fort, „eine Frau zu nehmen und meine eigene Wirtschaft anzufangen.“

„Thue das, lieber Doeg,“ sagte der Major gütig; „eigener Herd ist Goldes wert.“

„Das Freigut in Raundorf wird für 10000 Thlr. feilgeboten,“ sprach jener weiter, „es gefällt mir, und da der Kaufpreis gerade die Summe beträgt, die ich seit fünf Jahren bei Ihnen stehen habe, so gedenke ich mich in den Besitz des Gutes zu setzen. Zur ersten Einrichtung würden die aufgelaufenen, bis jetzt von mir noch nicht erhobenen Zinsen ausreichen.“

Der Major glich jetzt einer steinernen Bildsäule, welcher der Mund vor Bewunderung offen stehen blieb.

„Bist du rasend, Kerl?“ stammelte er endlich.

„Rasend?“ höhnte Doeg, „rasend, wenn ich meinen, mir von Ihnen selbst bestimmten Lohn verlange?“

„Aber die Bedingung, unter welcher ich dir diesen Lohn versprach, ist ja nicht erfüllt worden,“ wandte der Major ein. „Noch lebt der Bettelvetter und ich habe nur den Nießbrauch der Herrschaft, der 2000 Thlr. jährlicher Leibrente noch gar nicht zu gedenken.“

„Die Sie alljährlich in Ihre Tasche stecken,“ spottete Doeg hämisch. „Schon durch sie allein könnten Sie mich bezahlt machen. Übrigens gereichte es Ihnen ja zum Glücke, daß die Kugel nur im Unterleibe statt in der Brust sitzen blieb, weil sonst die schöne Herrschaft gar nicht in Ihre Hände gefallen wäre.“

„Aber noch ist sie nicht mein Eigentum und die Aussicht dazu sehr unsicher. Der Bettelvetter kann gesund werden —“

„O, dies zu verhindern, steht in Ihrer Macht,“ unterbrach ihn Doeg schnell, „Sie brauchen ihn ja nur zu kränken, so wirkt's auf ihn wie Gift.“

„Oder er kann vor dem fünfzigsten Jahre sterben —“

„Jetzt ist er 38 Jahre alt,“ berechnete Doeg, „und 12 Jahre hält er noch bestimmt aus.“

„Nach diesem Zeitraume, und wenn ich wirklicher Besitzer der Herrschaft bin, sollst du die versprochene Summe ausgezahlt erhalten,“ gelobte der Major.

„Das sind leere Ausflüchte,“ sprach Doeg. „Ich bin kein Kind, das sich durch die Aussicht auf ein fernes Glück zufrieden stellen läßt. Nur die Gegenwart ist mein, und darum begehre ich jetzt meinen versprochenen Lohn.“

Der Major schwieg verstockt.

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“ fragte Doeg drohend.

Statt einer Antwort machte der Major mit der Hand eine auf die Thür hinweisende Bewegung.

Ganz nahe auf den Leib rückte ihm jetzt Doeg. „Fürchten Sie nicht, Herr Major,“ sagte er mit gräßlicher Ruhe, „daß dieselbe Hand, welche Ihr Glück erbaute, dasselbe auch wieder niederzureißen imstande sei? Und sollte ich dabei auch das meinige mit zertümmern, so ist es doch süß, mit seinem Feind zugleich und mit dem Gefühle befriedigter Rache zu sterben.“

„O,“ entgegnete der Major mit Verachtung, „zehnmal dürftest du gehenkt werden, bevor du mir den kleinen Finger zu zerbrechen vermagst.“

Auf diese Rede schoß ein klapperschlangenähnlicher Blick aus Doegs Antlitz auf den Major, welcher jedoch diesmal sich nicht dadurch aus seinem Gleichmuth bringen ließ.

„Zimmerhin gloze mich mit deinen grauen Schweinsaugen an, so viel es dir beliebt,“ höhnte er, „mich änderst du nicht.“

Da ging Doeg mit giftschwellendem Herzen. Als er unten im Hofe auf den Rittmeister stieß, lachte er grimmig in sich hinein. „O du blödsichtigster Narr von Major!“ murmelte er, „frei läßt du ja das Werkzeug meiner Rache und deines Sturzes umherlaufen.“

„Wer will mich hindern, durch einen ganz kleinen Ruck am Schicksalsrade hier alles anders zu gestalten?“ Er blieb hier stehen und horchte, was der Rittmeister zu seinem kleinen Diener sagte.

„Karl,“ sprach dieser, „ich gehe in den Wald. Vielleicht kann ich einen oder den andern armen Vogelmaß noch lebend aus der Schlinge erlösen. Wenn du die Kunde im Dorfe gemacht hast, so suche mich auf. Am breiten Steine werde ich dich erwarten.“

„Gelegener konnte dies nicht kommen!“ sagte Doeg zu sich selbst. „Gewiß wird mir's der arme Bettelvetter nur Dank wissen, füge ich der Kugel im Leibe noch eine Kugel in die Brust hinzu, die ihn aller seiner Not überhebt. Und nicht minder danken werden es mir die Krüppel im Prager Invalidenhanse, wenn ich ihnen zu der reichen Erbschaft verhelpe. Dann stiftete ich sogar noch ein gutes Werk, das manches Schlechte bei mir austilgt.“ Bald nachher schlich er sich, mit einer Büchse versehen, verstohlen aus dem Schlosse. Aber ein anderer hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und folgte nun wiederum seinen Tritten, wie der Luchs der Fährte des Wildes. Dieses war der Major, der in der Regel mit über die Schulter gehängter Flinte auszugehen pflegte, daher auch sein jetziger Ausgang in derselben Weise niemandem auffiel.

In tiefe Gedanken versunken, saß der Rittmeister auf dem bezeichneten Felsstücke. Ihres Opfers gewiß, umringten den Armen Verrat und Mord. „Wer will mich hindern?“ hatte Doeg übermütig gefragt. Und da saß er, den er dem Tode geweiht hatte, schußrecht und unbewacht. Doeg, der sichere Schütze, lauerte seiner in gefahrdrohender Nähe. Kaltblütig untersuchte er das Büchsenschloß, legte an, zielte und — drückte ab. Der Schuß krachte, das tödliche Blei pfiß durch die Luft und schlug unschädlich dem Rittmeister einen Stein aus

der Hand, den dieser aufgehoben hatte und forschend betrachtete. Wahrscheinlich würde der Meuchelmörder seinen Fehlschuß durch einen richtiger treffenden ersetzt haben, wäre nicht ein zweiter Knall dem ersten in großer Schnelligkeit gefolgt. Ein dumpfer Schrei wurde von dem Echo der beiden Schüsse begleitet, worauf der Wald zu seiner vorigen Ruhe zurückkehrte.

Der Rittmeister war aufgesprungen von dem Steine, der sein Totenbett hatte werden sollen. Eine Sekunde stand er betroffen und überlegend da; dann drang er mutig und schnell in den Busch, wohin ihm eine aufsteigende Rauchwolke zum Führer diente. Nach einigem Suchen entdeckte er einen Menschen mit dem Gesichte auf der Erde liegend und eine Feuerwaffe daneben. Er rührte sich nicht und schien tot zu sein. Ahnungsvoll, denn die Kleidung war ihm nur zu bekannt, wandte der Rittmeister den Gefallenen um, und — das schmerzlich verzerrte Antlitz Doegs starrte ihn mit gebrochenen Augen gespenstisch an. Der erste, natürliche Gedanke des Rittmeisters war, daß beide Schüsse von einer und derselben Hand losgefeuert worden seien, und zwar von derjenigen — seines leiblichen Veters, der auf gewaltsame Weise seiner und des ihm lästig gewordenen Dieners enthoben sein wollte. Er bedachte in diesem Augenblicke nicht, daß dem Major an der Erhaltung des Rittmeisters alles gelegen sein mußte, weil er sonst um die reiche Herrschaft gekommen wäre. Voll von diesem Gedanken schleppte er den Leblosen nach dem breiten Steine hin, in dessen Nähe eine Quelle ihr silberhelles Wasser ergoß, womit er nun Doegs leichenfahles Gesicht benetzte. Seine Mühe wurde insofern belohnt, daß Doeg nach einer Weile einige schwache Lebenszeichen von sich gab und unter andern auf seinen Helfer einen Blick von so unbeschreiblich gräßlichem Ausdruck richtete, daß diesem das Blut in den Adern zu Eis erstarrte. Zugleich machte Doeg eine

Bewegung mit der Hand, als wolle er sich jeder Hülfeleistung von seiten des Rittmeisters widersetzen. Mit-leidsvoll fragte dieser nun: „Wo seid Ihr verwundet, armer Mann? und womit kann ich Euch dienen?“

Diese Worte brachten eine große Erschütterung bei dem Verwundeten hervor. Seine Züge verzerrten sich noch fürchterlicher, und die Lippen stießen einen weißen Schaum heraus. Dann aber trat ein Ausdruck großen Schmerzes an die Stelle, und die Linke deutete auf den Unterleib, als sei dort die tödliche Wunde zu suchen.

„Ach!“ sagte der Rittmeister, das Zeichen ver- stehend, „diesen Schmerz kenne ich nur zu wohl. Seit fünf Jahren quält er mich bereits.“

Da war es, als fahre auf diese Worte des Todes kalte Hand über Doegs Antlitz, so kreideweiß ward es. Die Augen schlossen sich, dagegen hob sich die Brust hoch, hoch empor.

„Gut, daß du kommst!“ rief jetzt der Rittmeister seinem Karl zu, welcher schnellen Schrittes daher ge- sprungen kam.

„Hilf mir den armen Doeg aus dem Walde tragen.“

Indem der Rittmeister den Verwundeten bei den Schultern anfaßte, sagte dieser mit gebrochener Stimme: „Laßt — los! Eure Hand — brennt.“

„Nicht doch!“ beruhigte der Rittmeister. „Hier könnt ihr unmöglich liegen bleiben, und schnelle Hülfe ist Euch nötig.“ Sie trugen gemeinschaftlich den Stöhnenden durch den Wald. Als sie einmal nieder- setzten, um sich einige Ruhe zu vergönnen, sprach Doeg mit Zerknirschung: „Bettel — vetter! bin ich — doch Euer — Feind gewesen — und Ihr — o!“

„Laßt das jetzt gut sein,“ versetzte der Rittmeister sanft, „der Christ soll keinen Unterschied bei seiner Hülfeleistung machen.“ Der Zug ging weiter.

„Nicht — ins — Schloß!“ lallte Doeg, als das Dorf vor ihnen lag.

Dies hatte auch der Rittmeister nicht gewollt, denn er wußte nähere Hülfe. Nach der Pfarrwohnung lenkte er nebst Karl die Schritte.

„Nicht — in die — Pfarre!“ stöhnte der Verwundete aufs neue und begleitete seine Worte mit einer heftigen Körperbewegung, wie wenn er sich den Händen seiner Träger zu entwinden gedächte. Allerdings muß dem Gottlosen die Nähe des Gottesverkündigers nur schrecklich sein. Allein der Rittmeister setzte seinen Willen durch und schaffte den Kranken ins Pfarrhaus, wo derselbe bei dem würdigen Geistlichen eine liebevolle Aufnahme fand.

„Überlassen Sie mir, Herr Baron, die weitere Sorge um den Verwundeten,“ sprach der Pfarrer zum Rittmeister, und erholen Sie sich von dem gehalten Schrecken und der körperlichen Anstrengung, auf daß Sie nicht auch krank werden. Ich fürchte, daß Doeg ungleich kränker an der Seele als am Körper ist, und schon deshalb gehört er in meine Hände.“

Selig, wie jeder Mensch, der eine schwere Pflicht vollbracht hat, kehrte der Rittmeister nach dem Schlosse zurück. Nicht also ein anderer Bewohner desselben, welcher mit bitterem Verdruß wahrgenommen hatte, daß das von ihm gefällte Opfer noch lebe und sogar in die Wohnung des ihm verhaßten Pfarrers geschafft worden war. Ohne die schnelle Dazwischenkunft des Rittmeisters würde der Major jedenfalls das Wieder-
aufleben seines einstigen Günstlings zu verhindern gewußt haben. Voll nagender Unruhe über den weiteren möglichen Verlauf der Dinge schmeckte ihm weder Essen noch Trinken, so ausgezeichnet auch beides war.

Fünftzehntes Kapitel.

Die Bichte.

Kühlende Umschläge und innerlich angewandte geistige Belebungsmittel hatten Doegs Kräfte wieder etwas gehoben. Allein sie äußerten sich lediglich durch eine tödliche, mit jeder Stunde sich steigende Angst, welche ihn in kalten Schweiß badete und mit den Schauern eines qualvollen Todes bekannt machte. Eine solche war aber auch erforderlich, um die starre Rinde von dem Herzen eines verhärteten Bösewichts zu schmelzen, welcher bis jetzt weder an Gottes Gerechtigkeit noch an ein unsterbliches Leben geglaubt hatte. Und der Pfarrer, ein tiefblickender Seelenarzt, ließ des groben Sünders Höllepein bis zu dem Grade anwachsen, wo die Anwendung eines lindernden Balsams die gewünschte Wirkung hervorbringen würde. Als dieser Zeitpunkt gekommen war, öffnete der Pfarrer seinen geistlichen Schatz und reichte dem Kranken das lebendige Brot des Lebens aus der heiligen Schrift dar. Und nicht vergebens.

Am Nachmittage ließ der Pfarrer den Rittmeister um einen Besuch bitten. Mit außergewöhnlicher Kühlung begrüßte jener den Baron. „Bereiten Sie sich vor, gnädiger Herr,“ sprach er, „ein Geheimnis zu hören, das Sie tief ergreifen wird und muß. Armer Leidensträger, wenn Sie gewußt hätten, wen Sie diesen Morgen, als barmherziger Samariter, aufgeladen haben! Doch, ich bin überzeugt, daß Sie auch dann nicht anders gehandelt haben würden. Sie werden erfahren, daß Gottes Gerechtigkeit eine ewige, unvergängliche ist, die den verstockten Sünder dann oft strafft, wo er es am wenigsten fürchtete. Ebenso wird aber auch sein Lohn nicht ausbleiben und Ihnen werden, hartgeprüfter Dulder.“

Als der betroffene Rittmeister in das Zimmer trat, wo der Verwundete lag, fand er dasselbe mit mehreren achtbaren Einwohnern des Dorfes angefüllt. Sie und der Baron wurden von dem Pfarrer jetzt also an-gerebet: „Meine lieben Freunde in dem Herrn! dieser Mann hier, den Sie alle kennen, hat mir in seiner abgelegten Beichte der schweren Sünden mehrere eingestanden. Mein Amtseid verbietet mir, Ihnen solche zu offenbaren. Gleichwohl ist deren Kundwerdung zur Verhütung großen Unheils unumgänglich notwendig, auch ist das Bekenntnis unserer Sünden als der erste wahre Schritt zur Besserung und zur Losspredung nötig zu betrachten. Deshalb wird der Kranke selbst in Ihrer Gegenwart das Geständnis seiner begangenen Sünden wiederholen, auf daß seine Seele stille werde und auf die unendliche Barmherzigkeit seines Heilandes mit Gewißheit bauen könne.“

„Ich bekenne,“ begann Doeg in abgebrochenen Sätzen, jedoch mit vernehmlicher Stimme, „daß mich der Herr Rittmeister von Geiersberg, als er noch Lieutenant war, einmal hat prügeln lassen, weil ich ein Versehen im Dienste begangen hatte.“

„Eine sonderbare Beichte,“ gestand sich der Baron heimlich, als Doeg einige Sekunden lang inne hielt, wie wenn er jenem Zeit lassen wollte, sich die erwähnte Handlung ins Gedächtnis zurückrufen zu können.

„Deshalb,“ fuhr Doeg fort, „warf ich einen tödlichen Haß auf den Lieutenant; als dessen Vetter, der jetzige Major von Geiersberg, dies gewahrte, suchte er mich für seine Absichten zu gewinnen. Weil derselbe nämlich wußte, daß sein Vetter, als der erklärte Liebling des alten Dufels, einst dessen Herrschaft erben würde, so hatte er beschlossen, ihn aus dem Wege zu räumen, und mich zur Ausführung dieses seines Vorhabens ausersehen. Der ausgebrochene Krieg schien ihm hierzu die passendste Gelegenheit zu bieten, und

er machte mir das Anerbieten, daß ich gegen eine Belohnung von 10000 Thalern seinen Vetter im Getümmel der Schlacht niederschließen sollte. Ich ging auf dasselbe ein. Kaum hatte unser Regiment vor Leipzig das erste ernsthafte Scharmützel zu bestehen, so dachte ich an die Ausführung. Die erste Kugel, die ich auf meinen Lieutenant abschöß, fehlte ihn und traf dagegen ein Weib, eine Bäuerin, die mit den Ihrigen auf der Flucht in das Kampfgetümmel geraten war."

"Das ist meine Mutter gewesen!" unterbrach hier eine strafende, laute Stimme den Beichtenden, welche auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck hervorbrachte. Eine lautlose Stille war auf jene Worte gefolgt. Aller Augen hafteten starr auf dem jugendlichen Sprecher, unfrem Karl, welcher unbemerkt mit in das dunkel verhängte Krankenzimmer geschlüpft war. Rasch trat derselbe jetzt zum Krankenlager Doegs.

"Hier diese Kugel, Bösewicht!" fuhr er fort, "die meine arme Mutter totgeschossen hat." Er hielt dem Doeg das unglückselige Stückchen Blei vor die Augen, welche jener hierauf mit beiden Händen verdeckte.

Nachdem man den Knaben zum Schweigen gebracht hatte, schloß Doeg sein Bekenntnis mit den Worten: "Die zweite Kugel, die ich auf den Bettelvetter abschöß, traf statt der Brust den Unterleib. Wenn ihm dieselbe aber ebensolche Qualen bereitet hat, wie mir die meinige, so zweifle ich, daß der gerechte Gott mir meine Sünden vergeben könne. Den verheißenen Sündenlohn hat mir der Major bis jetzt nicht ausgezahlt, weshalb wir schon vielmal hart aneinander gekommen sind. Das war auch diesen Morgen der Fall gewesen, und von dem Major aufs äußerste aufgebracht, beschloß ich, mich an ihm zu rächen, indem ich den Bettelvetter ermorden und jenen dadurch um den Besitz der Herrschaft bringen wollte. Aus sicherer Nähe hatte ich den

Rittmeister aufs Korn gefaßt, und dennoch fehlte ich — mir noch jetzt unbegreiflich! Sein Engel muß ihn mit einem schützenden Schilde gedeckt haben. Mein Mörder aber," sprach Doeg mit gehobener Stimme, „ist der Major von Geiersberg. Er und niemand anders hat das Blei in meine Eingeweide gebohrt. Soll ich noch zur Hölle fahren, muß er voran, wenn es wirklich eine göttliche Gerechtigkeit giebt, denn er ist noch schlechter als ich.“

„Doeg! Doeg!“ warnte hier der Pfarrer, „diese Rede klingt nicht christlich und widerspricht Eurer vorigen. Nur von reuevollen, nicht rachsüchtigen Gesinnungen soll Euer Herz erfüllt sein.“

„Verzeiht, Ehrwürden,“ ächzte Doeg, „der Schmerz — o! — er wüthet wieder einmal so gräßlich in meinen Eingeweiden. Glühendes Blei durchfließt dieselben. Kann die Hölle noch ärger brennen? O Gott! Gnade! Erbarmen!“

Nachdem der Anfall etwas nachgelassen hatte, nahm der Pfarrer wieder das Wort: „War Euer Bekenntnis ein freiwilliges, auf die lautere Wahrheit begründetes?“ fragte er den Kranken. „Ja, Ehrwürden!“ wimmerte Doeg, „alles ist wahr! so wahr mir Gott und sein lieber Sohn, Jesus Christus, in meiner bitteren Not helfen wolle.“ Erschöpft sank er in die Betten zurück, und die Zeugen verließen tief erschüttert das Krankenzimmer.

In Karl waren alle Erinnerungen aus einer früheren Zeit durch Doegs Beichte erwacht. Das Schlachtfeld, seine Mutter, ihr gewaltsames Ende, der feindliche Offizier, alles ging an seinen geistigen Blicken vorüber. „Meine arme Mutter!“ murmelte er, „sie mußte für meinen Herrn Rittmeister sterben! Der abscheuliche Doeg, der schändliche Major! Der eine hat seinen Lohn nun erhalten. — Meine Mutter ist schon lange im Himmel, aber mein armer Herr trägt noch an

„einer Kugel wie die Schnecke in ihrem Häusel.“ Mitleidig schaute er auf den Rittmeister, der gesenkten Hauptes vor ihm nach dem Schlosse hinschritt. Bald aber erregte dessen Benehmen Karls ganze Aufmerksamkeit. Jedenfalls war der Rittmeister durch die Begebenheiten des heutigen Tages aufs äußerste angegriffen worden. Kaum einer drohenden Lebensgefahr entronnen, mußte er hören, wie nicht eine Kugel aus dem blinden Kampfgetümmel zufällig sein Leiden verursacht, sondern Doegs und seines leiblichen Betters überlegte Bosheit daselbe hervorgerufen hatte. Und welche fürchterlichen, unübersehbaren Folgen hatte dieses Stück Blei nach sich gezogen! Statt der freien, unumschränkten Gebieter einer reichen Herrschaft, statt glücklicher Gatte und Vater, statt der großmütige Versorger der Armen zu sein, war er der von körperlichen und geistigen Leiden niedergedrückte, verachtete, mißhandelte, unfreie, der Gnade des Majors lebende Bettelvetter, dessen freudenlose Einsamkeit kaum durch ein armes Kind etwas erheitert wurde. Wahrlich, es gehörte eine große Seelenstärke dazu, um bei diesen trostlosen Betrachtungen gefaßt zu bleiben. Dem Rittmeister schien dieselbe abzugehen, woran jedenfalls sein Körperleiden, das ungewöhnlich heute erregt worden, schuld war.

Mit dem trostlosesten Gesicht saß er daheim auf dem Stuhle, wortlos, die Augen starr zu Boden gehftet. Nur zuweilen stand er auf, um mit gerungenen Händen im Zimmer auf und nieder zu schreiten. Karl kannte nur zu wohl die Bedeutung dieses schlimmen Zeichens, welches der Vorbote eines heftigen Wutanfalls zu sein pflegte. Bei dieser Voraussetzung befiel Karl eine tödliche Angst, die ihn noch spät zum Pfarrer trieb.

„Nehmen Sie sich meines gnädigen Herrn an,“ bat er thränenden Auges. „Bald wird er seinen Zufall bekommen. Überlassen Sie ihn nicht den Händen

des grausamen Majors. Morgen schon wird jedenfalls sein Loben beginnen. Ach, wäre ihm doch zu helfen!"

Damit lief er wieder fort. Wirklich erfüllte sich seine traurige Vorhersagung bereits mit der Frühe des nächsten Tages, welche die üblichen Sicherheitsanstalten erforderlich machte und den Rittmeister auf sein Zimmer bannte. Der Pfarrer erschien, vor welchem der Major sich heute nicht sehen ließ; auch Karl, der kleine Diener, war und blieb verschwunden. Hierauf theilte der würdige Geistliche seine Zeit und Pflege zwischen dem tobenden Rittmeister und dem leidenden Doeg, dessen Herausgabe der Major vergeblich vom Pfarrer begehrte.

Siebzehntes Kapitel.

Dankbarkeit.

In Strömen ergoß sich der Regen vom grau umwölkten Himmel herab und machte die Wege zum bodenlosen Sumpfe. Dennoch pilgerte möglichst schnellen Schrittes ein kleines Wesen den Bergen zu, welche Böhmens gesegnete Fluren von dem angrenzenden Erzgebirge scheiden. Der kleine Wanderer kannte weder Ruhe noch Raft; unermüdet und unverdrossen lief er in die rauhe Septemberluft hinein, und die steilsten Höhen erkletterte er im raschen Trabe. Ob er Stiefel, Schuhe und Strümpfe an sich trage, oder barfuß gehe, konnte man nicht absehen, denn eine dicke braune Schmutzrinde hatte die Füße überzogen und die Kleider weit herauf bespritzt. Im eigentlichen Sinne naß wie eine gebadete Maus, triefte ihm das Wasser vom Kopfe und zeugte von der Anstrengung seines Herrn. Ihm begegnende Landleute redete er nur an, um zu erkunden, ob er auf dem rechten Wege nach Neustädtel sei. Dann lief er spornstreichs weiter, allen neugierigen Fragen ausweichend.

Doktor Härtel in Neustädtel hatte diesen Morgen nur seine einheimischen Patienten besucht. Die aus-

wärtigen mußten sich's selbst gestehen, daß an ein Fortkommen im Freien heute nicht zu denken und kaum einem Hunde, geschweige einem geliebten Arzte, eine solche Zumutung zu stellen sei. Demnach saß der Doktor wohlgenut daheim bei einer Flasche Wein im Kreise der Seinen, welche dieses seltene Glück als ein Fest feierten und dem Himmel ob seines Regens keineswegs zürnten. Plötzlich trat des Doktors Magd ins Zimmer, dessen Thür sie schnell nach sich zog und dann aus allen Kräften fest zuhielt.

„Herr Doktor,“ sprach sie ärgerlich, „da ist ein Betteljunge draußen, der mit aller Gewalt zu Ihnen will. Das ganze Haus hat er schon voll Schmutzstapfen gemacht, und wo er stehen bleibt, wird gleich ein Teich um ihn herum. Hören Sie? da ist er wahrhaftig an der Thür! — wie er anpocht! Kaum kann ich die Thür noch zuhalten — wirst du gleich ablassen, du nichtswürdiger Schlingel?“

Der Doktor setzte sein Glas hin, erhob sich vom weichen Sofa und öffnete die Thür.

„Was willst du?“ fragte er mürrisch und verwehrte dem Zudringlichen den Eintritt ins Zimmer.

Anwillkürlich war der Doktor zwei Schritte zurückgetreten und der Fremdling, zum großen Ärger der weiblichen Personen, ihm nach ins Zimmer, das dadurch nicht wenig beschmutzt ward.

„Was willst du?“ wiederholte der Doktor voll Befremden, indem er den sonderbaren Boten vom Kopf bis zu den Füßen musterte.

„Ach, Herr Doktor!“ hob Karl atemlos an, „kommen Sie schnell und helfen meinem armen Herrn, der wieder seinen Anfall bekommen hat.“

„Wer ist dein Herr, und wo kommst du in diesem Aufpuße her?“ fragte der Doktor.

„Ich komme vom Schlosse Geiersberg,“ antwortete Karl, „und mein Herr ist der —“

„Von Geiersberg?“ unterbrach ihn der Doktor verwundert, „heute schon von Geiersberg? Und wann bist du von da fortgegangen?“

„Heute früh um 5 Uhr,“ berichtete Karl der Wahrheit gemäß.

„Wie? bei diesem abscheulichen Wetter hättest du die sieben Stunden Wegs in nur fünf Stunden zurücklegen können?“

„Ja!“ beteuerte Karl durch sein Wort und sein Aussehen.

„Du bist barfuß gelaufen,“ sprach der Doktor kopfschüttelnd. „Wie leicht hättest du dich durch die spitzen Steine unserer Gebirgswege verletzen können!“

„Das kann schon geschehen sein,“ meinte Karl, „denn ein paarmal war's, als führe mir etwas ins Fleisch, auch sah ich Blut unter dem Schmutz an meinen Füßen hervorquellen. Ich hatte Stiefel von zu Hause an; allein weil es ein paar abgefetzte von meinem Herrn und mir zu weit waren, blieben sie immer im Schlamm stecken, daher zog ich sie bald aus und verbarg sie unter einem Steine.“

„Und wer ist dein Herr?“

„I, kennen Sie mich denn nicht mehr? Ich bin ja der kleine Bediente des Herrn Baron von Geiersberg, des gnädigen Herrn Rittmeisters, der Ihnen vor vier Wochen Ihren Koffer und noch ein paar Bündel nach dem Dorfe tragen half, als Ihr Wagen in unserm Hohlwege zerbrochen war.“

„Derfelbe begehrt meine Hülfe?“ fragte der Doktor erstaunt. „Hat er keinen Arzt in der Nähe, daß er so weit nach mir schickt?“

„Ach nein, er schickt mich nicht zu Ihnen. Dazu hat er jetzt seinen Verstand verloren.“

„Nun, wie kann mir dann zugemutet werden, daß ich zu ihm kommen soll, da er nicht nach mir geschickt hat?“

„Man hat mich auch nicht geschickt,“ versetzte Karl,

„Sondern ich bin aus freiem Antriebe hierher gelaufen. Ich dachte, wenn du deinem guten, gnädigen Herrn eine Hülfe verschaffen kannst, mußt du nicht warten, bis man dich schickt. Und Sie hatten es damals meinem Herrn Rittmeister versprochen, daß, wenn Sie ihm wieder dienen könnten, Sie es mit dem größten Vergnügen thun wollten.“

Der Doktor fühlte den Hieb. „Aber,“ sagte er, „in diesem fürchterlichen Wetter und bei den bodenlosen Wegen kann ich doch unmöglich nach Geiersberg fahren. Ich laufe ja Gefahr, mit dem Wagen stecken zu bleiben oder gar umzustürzen.“

Statt einer Antwort ließ Karl einen sprechenden Blick an seiner schweiß- und regentriefenden Gestalt hinabgleiten, als wolle er dem Doktor einwenden, wie er ja zu Fuße einen so weiten, anstrengenden Weg habe zurücklegen können und jener dagegen wohl eher im Wagen fortkommen werde. Wirklich jagte dieser Blick eine leichte Schamröthe ins Antlitz des Doktors.

„Was fehlt denn deinem Herrn?“ forschte derselbe mit einiger Verlegenheit.

„Es steckt ihm eine Flintenkugel seit der Leipziger Schlacht im Leibe, die ihn zu Zeiten erst ganz tief-sinnig und dann wie närrisch macht. Er könne sie fühlen, hat er mir manchmal in gesunden Tagen gesagt, und gegen früher sei sie viel weiter nach der Oberfläche des Leibes vorgedrungen. Ach, bester Herr Doktor! Sie haben's ja an dem alten Knieholz bewiesen, wie grausam geschieht Sie im Schneiden sind. Schneiden Sie doch, ich bitte Sie um Gottes willen, auch meinem Herrn die Kugel aus dem Leibe!“

„Nun, wenn die Kugel schon so lange im Leibe steckt,“ mischte sich die Frau Doktorin ein, „so wird es auf ein paar Tage nicht ankommen.“

„Ja,“ sprach der Doktor begütigend, „sobald das Wetter nur einigermaßen nachgelassen hat und der

Weg wieder fahrbar sein wird, will ich kommen und versuchen, ob ich deinem Herrn helfen kann.“

„O!“ klagte Karl, „dann ist's zu spät, mein Herz sagt mir das. Wenn nicht schnelle Hülfe kommt, ist mein lieber, guter Herr verloren.“

„Er ist's nicht!“ sprach der Doktor bestimmt. „Verlaß dich darauf; sobald ich nur kann, komme ich nach Geiersberg.“

„So erbarme sich Gott im Himmel meines unglücklichen Herrn!“ schluchzte Karl und wollte zur Thür hinaus.

„Halt!“ gebot der Doktor. „Wohin?“

„Nach Geiersberg zurück!“ versetzte Karl eilig.

„Bist du toll?“ rief der Doktor. „In deinem gegenwärtigen Zustande mußt du ja zu Grunde gehen, willst du, ohne auszuruhen, den weiten Weg wieder zurück machen.“

„Ich muß!“ behauptete der Kleine. „Wenn mein Herr mich auch nicht hat, so ist er ja ganz verlassen, und der Major kann mit ihm anfangen, was er will. Lassen Sie mich los, Herr Doktor, oder ich springe zum Fenster hinunter.“

Diese aufopfernde Treue räumte endlich jede kleinliche Rücksicht beim Doktor hinweg.

„Kutscher, spann' an!“ rief er hinab ins Haus.

Während dies geschah, mußte Karl trockene Wäsche und Kleidung anziehen und durch Speise und Trank sich stärken.

„Sage mir nur, Kleiner, wie du auf den Einfall gekommen bist, deine Zuflucht gerade zu mir zu nehmen?“ forschte indes der Doktor.

„Ich konnte vergangene Nacht vor Sorge um meinen Herrn nicht schlafen,“ erzählte Karl. „Da fiel mir plötzlich die Geschichte von dem syrischen Feldhauptmann Naeman ein, der durch den klugen Rat einer kleinen israelitischen Dirne, welche unter seinem Hausgefinde

sich befand, zu seiner Gesundheit wieder gelangt war. Wenn mir nur jemand die Kugel aus meinem Leibe schneiden könnte! hatte neulich mein Herr geseufzt, und auch dieser Worte erinnerte ich mich noch. Ein Prophet Elisa, dachte ich, ist zwar der Herr Doktor Härtel in Neustädtel nicht, aber doch ein tüchtiger Schneidemeister, und hurtig rannte ich zu Ihnen."

"Nun, da muß ich freilich mein möglichstes thun," lächelte der Doktor, "um deinem Vertrauen auf meine Kunst zu entsprechen."

Sie fuhren ab. Als sie in den späten Nachmittagsstunden in Geiersberg anlangten, führte Karl klügllicherweise den Herrn Doktor nicht sogleich ins Schloß zu seinem Herrn, sondern zum Pfarrer, welcher den Heilkünstler mit großer Freude empfing und den klugen Einfall Karls aufs höchste lobte. Doeg lebte noch, doch, wie der Doktor nach der mit ihm angestellten Untersuchung erklärte, ohne Hoffnung, indem bereits der völlige Brand vorhanden sei. Auf dem Wege nach dem Schlosse theilte der Herr Pfarrer dem Doktor das wahre Verhältnis der beiden Vettern gegeneinander mit und empfahl ihm die größte Vorsicht gegen den Major zu beobachten. Als sie den linken Schloßflügel betraten, widersezten sich die aufgestellten Sicherheitswachen dem weiteren Vordringen der beiden Männer und schützten dabei das strenge Verbot des Majors vor, keinen fremden Menschen bei dem kranken Bettelvetter zuzulassen. Vergebens sagte ihnen der Pfarrer, daß sein Begleiter ein geschickter Arzt und sein Bekannter sei, den er bei einem zufälligen Erscheinen im Dorfe vermocht habe, dem Kranken mit seinem Räte beizuspringen.

"Sie scheinen im Komplotte gegen mich zu stehen," sagte der Major, den der Pfarrer hierauf wegen Zulassung des Doktors bei dem Kranken anging — "Nicht genug, daß Sie den schändlichen Verräter Doeg bei sich dulden und pflegen, der meinem Vetter nach dem Leben

getrachtet und Gott weiß was für Verleumdungen über mich ausgestreut hat, so wollen Sie noch eine verdächtige Person mehr einschmuggeln. Das kann nicht sein. Bedarf mein Vetter der ärztlichen Hülfe, so werde ich den Kreisphysikus herbeiholen lassen.“

„Ich ersuche Sie, Herr Baron,“ versetzte der Pfarrer mit Würde — „in Ihren Ausdrücken vorsichtiger zu sein. Ubrigens gebe ich Ihnen zu bedenken, wie die gestrigen Begebenheiten von der Art waren, daß sie die lebensgefährlichsten Folgen für den Herrn Rittmeister nach sich ziehen können. Und wer in diesem möglichen Falle dann hier gebietender Herr sein dürfte, werden Sie selbst nur zu gut wissen. Ich appelliere darum im Namen Ihres eigenen Nutzens, Ihrer Familie und der Menschlichkeit an Sie, die Ihrem Vetter dargebotene Hülfe anzunehmen.“

„So mag es sein!“ sprach der Baron nach einigem Nachdenken — „doch nur in meiner Gegenwart darf der fremde Doktor dem Kranken nahen. Kommen Sie.“

Wiederum wurde der Rittmeister gewaltsam auf seinem Lager festgehalten, als der Major mit dem Pfarrer und dem Doktor in dessen Zimmer trat. Der letztere begann eine genaue Untersuchung des Leidenden, nach deren Beendigung er achselzuckend erklärte, wie sich hier wenig oder nichts unternehmen lasse und ein blutführender Trank das einzige sei, was er verordnen könne. Dieser Ausspruch erfüllte den Major mit um so größerer Freude, als ihm der Arzt auf sein ängstliches Befragen die Beruhigung erteilte, daß der dermalige Zustand des Kranken durchaus kein lebensgefährlicher sei.

Betrübt verließ der in seinen frohen Erwartungen getäuschte Pfarrer mit dem Doktor das Krankenzimmer, und in froher Laune eilte der Baron den Seinigen zu.

Siebzehntes Kapitel.

Die Hülfe.

Auf dem Wege zur Pfarrwohnung wandelten einige heimlich gesprochene Worte des Doktors das kummervolle Antlitz des Pfarrers in ein freudestrahlendes um. Als bald

wurden dieselben Dorfbewohner, welche gestern der Beichte Doegs als Zeugen beigewohnt hatten, auf die Pfarre bestellt und empfingen hier die Weisung, nach eingebrochener Dunkelheit sich einzeln und ohne Aufsehen zu erregen nach dem linken Flügel des Schlosses zu begeben, wo ihrer der Herr Pfarrer warten und ihnen das weitere mitteilen würde. Dies geschah. Nach kurzer Gegenwehr wurden die wenigen als Wache vor des Rittmeisters Zimmer befindlichen Hofknechte überwältigt und in ein sicheres Verhältniß eingeschperrt, worauf der Doktor alle Anstalten zu einer sofortigen Operation traf. Vier Männer verhinderten jede willkürliche Bewegung des Rittmeisters, welcher unter den Händen des geschäftigen Doktors einigemal laut und schmerzlich aufstöhnte, übrigens aber sich passiv verhielt. Mit der größten Spannung sahen die übrigen Anwesenden dem Ende der Operation entgegen, und die tiefste Stille herrschte in dem weiten, hohen Zimmer. Karl lag auf seinen Knien und betete leise. Plötzlich klappte etwas auf die Dielen nieder.

„Das war eine Flintenkugel!“ sprach Karl ahnungsvoll und sprang in die Höhe.

„Ja sie ist's!“ versetzte der Doktor bewegt, aber mit hoher Freude. Er bückte sich und hob das verhängnißvolle Stücklein Blei von den Dielen auf. „Dies die Wurzel alles Übels, das den armen Herrn Baron seit Jahren heimgesucht hat. Gottlob, nun ist's glücklich überstanden und der Leidende gerettet.“

Diese Nachricht erfüllte alle mit der innigsten Freude. Karl konnte sich nicht enthalten, die Hand seines fast bewußtlosen Herrn mit Küßen und Thränen der Freude zu bedecken. „Wird er nun gar nicht wieder närrisch werden?“ fragte er den wackern Doktor.

„Ich glaube nicht,“ entgegnete dieser. „Der alleinige Sitz seines Tiefsinns war der Unterleib, der durch das Vorhandensein der Kugel in einem steten Siechtume lag und nun rasch genesen wird. Sollten ja noch einige schwache Anfälle wiederkehren, so sind sie als die letzten Zuckungen eines erlegten Feindes zu betrachten und nicht zu fürchten.“

Der Doktor legte hierauf den Verband an, unter welchem Geschäfte der erschöpfte Patient in einen tiefen Schlaf versank, welcher wegen seines regelmäßigen Verlaufs dem Doktor ein sicheres Zeichen der Genesung war. „Ruhe! und nichts als ungestörte Ruhe“ gebot er. Ein Wächter blieb am Krankenlager zurück, die anderen Anwesenden aber begaben sich in das anstoßende Zimmer, wo sie die Nacht mit Bauen schöner Luftschlösser hinbrachten. Mittlerweile hatte man die eingesperrten Knechte gegen Angelobung tiefsten Schweigens aus ihrer Haft entlassen. Allein es mußte doch ein Wortbrüchiger unter ihnen gewesen sein, denn bevor noch der Morgen graute, kam der Major mit zornglühendem Antlitz in das Zimmer gestürzt, in welchem des Rittmeisters wohlwollende Beschützer Wache hielten.

„Was sehe und höre ich?“ schrie er voll Wut. „Was wollen Sie, Herr Pfarrer, und diese Männer hier? Wo sind meine Leute, die ich hierher beordert hatte? Nennen Sie auch das noch kein Komplott gegen mich?“

„Herr Baron,“ erwiderte der Pfarrer ernst, „die An-
gelegenheiten in diesem Schlosse haben eine gar schnelle und, Gott sei Dank, ungemein günstige Wendung genommen. Ihr Herr Better, der Herr Rittmeister, ist von der Kugel in seinem Unterleibe befreit, sonach gerettet und völlig gesund geworden am Leibe wie an der Seele. Laut den klaren Worten des Testaments ist er fortan hier Herr und alleiniger Gebieter. Seine Ruhe nach glücklich geschehener Operation zu sichern und zu schirmen, haben wir hier die Nacht durchwacht und werden auch ferner uns freudig diesem Geschäfte unterziehen.“ — Mit offenem Munde und starren Blicken hatte der Major diese Worte vernommen. Als er jetzt in grimmiger Wut mit dem sofortigen gewaltthätigen Einschreiten mittelst seiner ganzen Dienerschaft drohte, versetzte der Pfarrer ruhig: „Versuchen Sie es, Herr Major, zu Ihrem eigenen Schaden. Auf das erste Zeichen von meiner Seite rückt das ganze Dorf zu meinem Beistande herbei, und schon vorher werden Sie sich überzeugt haben, daß der Ungerechte zur Zeit der Bedrängnis auf Niemandes Hülfe bauen darf.“

So war es auch in der That. Kaum kam der Kutscher

dem Befehle des tobenden Majors nach und ging die vier Schimmel anzuschirren.

„Feige Seelen!“ schimpfte der erboste Major. „Verrath! Aufruhr! Ha, ich will euch schon züchtigen! Auf, nach Sebastiansberg! den Kommissar will ich holen, will Soldaten mitbringen, die mein gutes Recht verteidigen sollen. Dann wehe dem heuchlerischen Pfaffen, dem Bettelwetter und seinem Anhange, sowie dem verräterischen Doeg. „Steig' hinten auf!“ rief er dem Rutscher zu. „Ich will selbst fahren, damit es aus dem Zeuge gehe.“

Der Wagen brauste mit den vier Schimmeln zum Schloßthore hinaus; dafür füllte sich dasselbe mit Dorfbewohnern, welche auf die, wie ein Lauffeuer verbreitete, frohe Nachricht in Menge herbeiströmten. Der Rittmeister hatte bis früh ohne Unterbrechung geschlafen, dann erwachte er mit hellen Augen und Sinnen, schmerzsfrei fast, neubelebt wie nie. Als er die Kunde von dem mit ihm Vorgenommenen vernahm, hob er dankend seine Hände auf und ein seliges Lächeln überzog sein bleiches Gesicht. Auf Karl, der neben dem Bett seines Herrn saß, ruhte in inniger, herzlicher Liebe sein zärtlicher Blick, denn welch eine Aufopferung hatte der Knabe ihm bewiesen! Dann begehrte er die ihm ausgeschnittene Kugel zu sehen.

„Von wie kleinen Umständen hängt doch oft unser zeitliches Glück ab!“ sprach er, das kleine Stück Blei in seine Hand nehmend. „Diese Kugel will ich heilig aufheben und sie mir zur Warnung dienen lassen.“

„Meine Kugel hebe ich auch heilig auf,“ sagte Karl, „denn sie hat meine gute Mutter totgeschossen.“

„Die arme Frau!“ bedauerte der Rittmeister, „an meiner Statt ist ihr das Todeslos beschieden worden. Darum will ich auch ihre Stelle ersetzen und dein Vater sein.“

„Es giebt noch eine dritte Kugel,“ meinte der Herr Pfarrer, „welche Gottes Gnade von Ihrem Herzen abwandte und nun dem Urheber all Ihres Glendes den verdienten Lohn giebt. Derselbe wird schwerlich den Mittag erleben, wie der Herr Doktor verkündet hat.“

„Gott erbarme sich seiner!“ sprach versöhnlich der
Der Bettelwetter.

Rittmeister. „Stirbt er wirklich, so wünschte ich auch diese dritte Kugel zu besitzen.“

„Dieser Wunsch soll seine Befriedigung finden,“ versicherte der Doktor, „allein wach ein Tumult erhebt sich unten?“

Der Pfarrer war zum Fenster getreten, welches er jetzt öffnete.

„Freuet euch mit mir, Kinder!“ sprach er hinab, „euer Wohlthäter ist gerettet und nunmehr euer gütiger Herr. Wie seither, wird er auch künftig euch beistehen mit Rat und That, nur kräftiger und mit mehr Nachdruck.“

„Er lebe hoch!“ ertönte es hundertfach.

„Laßt mich meine Kinder sehen,“ bat der Rittmeister, und der Doktor fand die Erfüllung dieses Wunsches unbedenklich, indem der Baron fast fieberfrei war. Man brachte ihn zum Fenster, aus welchem sich ihm ein unbeschreiblicher Anblick darbot. Kopf an Kopf gedrängt stand die ganze Bewohnerschaft des Ortes im Schloßhofe und hielt das Auge verlangend auf die Fenster der rittmeisterlichen Wohnung geheftet. Sowie der Baron am offenen Fenster sichtbar wurde, entblökte eherbietig sich jedes Haupt, und die tiefste Stille lagerte sich über die ganze Versammlung.

Den Baron übermannte eine unfägliche Rührung, die ihm Thränen ins Auge trieb und ihn erst der Sprache beraubte. Und seine Unterthanen weinten mit. Die Mütter hoben ihre Säuglinge empor; die Kinder streckten ihre Hände aus, die Frauen griffen nach der Schürze, ihre Augen zu trocken, und die Männer wischten sich dieselben mit der Hand aus.

„Dank euch, meine Kinder!“ sprach jetzt der Baron mit langsamer Stimme. „Der Herr, unser Gott, ist mir wieder gnädig gewesen; Preis ihm!“

„Preis ihm!“ tönte es feierlich im Chor zurück, „und Heil und Wohlergehen und langes Leben unserm rechtmäßigen Herrn!“ fielen sie dann jauchzend ein. „Er lebe hoch!“

Mützen und Hüte flogen empor bei dem Jubelrufe, der gar kein Ende nehmen wollte und der Frau Majorin zum befremdlichen Wecker wurde. Erschrocken fuhr sie

zurück vom Fenster, an welches sie der ungewöhnliche Lärm im Nachtanzuge getrieben hatte, doch nicht, ohne von einem naseweisen Bauernburschen ein Schnippchen geschlagen bekommen zu haben, welcher die Spottgebärde mit dem höhnischen Rufe begleitet hatte: „He, Frau Majorin, der arme Bettelvetter soll leben — er ist nun hier Hahn im Korbe!“

Ihrem Manne es zu klagen, ging die Majorin in dessen Schlafzimmer, fand jedoch zu ihrer großen Verwunderung sein Bett leer.

Doch jetzt — o weh! kehrt der Wagen des Barons zurück. Wie? sollte derselbe schon aus dem zwei Stunden weit entfernten Sebastiansberg wieder da sein können? Die Hälse der Anwesenden strecken lang sich aus. Wo sind die gedrohten Soldaten? wo der Kommissar und der Kreisphysikus?

Langsam und wie von einem Leichenzuge kam der Wagen angefahren. Und ein solcher war es auch wirklich. In dem übel zugerichteten Wagen lag — des Majors blutende Leiche! und der nebenhergehende Kutscher gab jetzt der erstaunten Menge folgende Erklärung.

„Der Herr Major,“ sprach er kleinlaut, „peitschte ganz rasend auf die Schimmel ein, selbst dann noch, als es den steilen Finkenberg hinabging. Mir verging hinten auf dem Wagen fast Hören und Sehen, und als derselbe immer schneller hinunterrollte, hielt ich es für geraten, lieber den sicheren Erdboden aufzusuchen, als den Hals zu brechen. Darauf gingen die Pferde, weil ihnen die Räder in die Beine rollten, durch und stürzten endlich nebst dem Wagen in den Abgrund, wo ich sie in der wildesten Unordnung am Boden liegen fand. Der Herr Major lag mit zerschmettertem Haupte daneben. Kaum daß er noch ein paarmal nach Atem schnappte.

Eine Stunde später starb Doeg.

So hatten die beiden Uebelthäter sich selbst ihren Sündenlohn geben müssen!

Die Frau Majorin ward nun zur Bettelmuhme und ihre beiden Söhne zu recht eigentlichen Bettelvettern, welche von der Gnade des seitherigen Betters leben mußten.

Der letztere nahm seinen treuen kleinen Diener an Kindesstatt an und gab sich in der Person der schon längst von ihm geliebten Strickerin von Karls Börse eine treue Gattin, seinem Pflege Sohne eine liebende Mutter und seinen Unterthanen eine gütige Herrin.

Des Doktors letzte Berrichtung in Geiersberg, bevor er nach Neustädtel zurückkehrte, war das Ausschneiden der Kugel aus Doegs Leiche gewesen. Der Wittmeister vereinigte das bleierne Kugel-Kleeblatt in einem kostbaren Kästchen, welches er an jedem Freuden- und Trauertage zu seinem und seiner immermehr wachsenden Familie Nutzen herbeiholt und betrachtet.

Achtzehntes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Das diesjährige Weihnachtsfest hatte sich einer ungewöhnlich milden Witterung zu erfreuen. Raun daß ein leichter Frost die Erde vor Schmutz bewahrte. Das schöne Wetter lockte im verstärkten Maße die Käufer und Beschauer auf den Christmarkt zu Leipzig. Unter den größeren und kleineren Sehenswürdigkeiten dieser Messe für die Kinder befand sich auch ein — Bergwerk, das der liebe Leser bereits kennt und dessen Besitzer dazu. Derselbe drehte die Kurbel des Mechanismus, welcher die Figuren, das Kunstgestänge und die Musikflänge in Bewegung setzte, mit unermüdlcher Hand; seine alternde Frau dagegen pries mit näselnder Stimme die große Vortreflichkeit des Kunstwerks und sammelte die dafür geopfertn Gaben ein.

„Platz gemacht!“ rief sie lauter und lichtete den Rindertroß, welcher, wie immer, die ersten Plätze für den letzten Preis in Besitz genommen hatte. „Platz gemacht! wiederholte sie, denn eine vierspännige Kutsche hielt in der Nähe an, und ein vornehmes Ehepaar ließ einen Knaben aussteigen, welcher das Bergwerk zu seinem Ziele ausersehen hatte. Dem war auch also. Aufmerksam betrachtete derselbe das Bergwerk und wartete bis zum Ende der Vorstellung, wo der Berggeist mit hergehaltenem Hütlein seine Aufwartung machte. Helmert erstarrte, und die

Musik blieb plötzlich weg als der vornehme Knabe in das Hütlein des Berggeistes einen, zwei, drei, vier, fünf — Dukaten aufzählte. Seit dem Jahre 1814, wo Karlemann die acht Napoleondor gefunden, hatte Helmert kein Gold wieder zu sehen bekommen. Darum starrete, wie festgebannt, sein Auge jetzt auf des Berggeistes Hütel, fürchtend, daß wohl ein Trugbild seine Sinne täusche und die Dukaten sich am Ende in — Zahlpfennige verwandeln dürften. Nicht bloß der jugendliche Geber, auch dessen Elternpaar im Wagen freuten sich der Betroffenheit des armen Bergmanns, welchem jetzt der erstere mit den Worten auf die Schulter klopfte: „Vater Helmert, habe ich mich denn so ganz verändert, daß Ihr Euren Karlemann nicht kennt?“

Diese Rede überwog noch des Goldes verführerischen Glanz. Freudig fielen die Wiedergefundenen einander um den Hals, und hätte nicht die besonnene Frau die Dukaten im Hütchen gehütet, sie würden am Ende im Taumel der Lust daraus verschwunden sein.

„Also bist du nicht erfroren?“ fragte Helmert. „Aus dieser Furcht zog ich von Schönbach fort, bevor der Schnee wegteaute, um nur ja nicht das Elend mit anzusehen.“

„Und ich habe Euch vergeblich dort aufgesucht,“ beteuerte Karl, „sobald ich nur fort konnte. Und niemand konnte mir Euren neuen Wohnort anzeigen.“

„Siehst du meine Alte, Karlemann?“ sprach Helmert. „Sie ist jetzt ganz andern Sinnes gegen dich geworden. Aber sie hat auch viel Prügel deshalb von mir bekommen, denn sie war doch an deinem Verschwinden allein schuld. Unsere Kinder müssen sich ihr Brot selbst verdienen, und wir beiden Alten ziehen zusammen in der Welt herum.“

Hierauf statteten die Beschenkten ihren Dank bei dem Rittmeister und dessen Gattin am Wagen ab und erhielten von diesen die Versicherung einer ferneren Unterstützung für ihre übrige Lebenszeit. Unter den Segenswünschen Helmerts und seiner Frau stieg Karl wieder in den Wagen, der seinen Weg gen Paunsdorf nahm.

Es war der Weihnachtsheilgabend und schon an dessen Morgen der Schiffsherr Wurm mit den drei Geschwistern Kösch bei dem Bauer Pierzig eingetroffen. „Da wären

wir wieder!“ hatte derselbe nach der ersten Begrüßung gesagt. „Doch, Freund Pierfig, heute wird die Versammlung ungewöhnlich zahlreich werden. Der Vater Windmüller und der Vater Schneider mit ihren Weibern wollen auch noch kommen, wie sie mir versprochen haben. Dann erwarte ich, unter uns gesagt, noch einen Gast, den verlorenen Sohn, unsern Karl Kösch, den mein Mädchen immer noch nicht vergessen kann. Es stand nämlich vor einiger Zeit in der Leipziger Zeitung eine Anfrage nach den Geschwistern Kösch, die mir zufälligerweise zu Gesicht kommen mußte. Die begehrte Auskunft gab ich auf demselben Wege zurück und empfing darauf einen Brief, und zwar von einem Herrn Baron von Geiersberg unterschrieben, in welchem das Erscheinen des verschwundenen Knaben bei unserer diesjährigen Familienversammlung zugesagt wurde. Sehr neugierig bin ich, zu erfahren, was aus dem Jungen geworden ist. Nach Amerika wird er unter so bewandten Umständen nicht gekommen sein, und daß die Angabe des Fuhrmanns Künzel nur eine tüchtige Nasendreherei war, hatte ich mir gleich damals gedacht. Seid doch so gut und laßt ihn, da der Schurke wieder in Baunsdorf wohnt, einmal herholen, damit ich ihm noch einmal aufs Leder steigen kann.“

„Ei, ei! Künzel!“ redete der Schiffsherr den eintretenden Fuhrmann der einstigen Waisenkinder später an, „Ihr habt eure Nase ja mit Kupfer gedeckt, damit sie die Winterstürme desto besser aushalten kann. Sie thront gleich einem brennenden Leuchturme in einem Schneegebilde. Ist aber nicht gut, sage ich Euch. Ich wollte Euch nur zu wissen thun, daß heute der kleine Karl Kösch, den Ihr im Jahre 1814 angeblich bei einem Kaufmann, der nach Amerika sich übersiedeln wollte, untergebracht habt, hier eintreffen wird. Da könnt Ihr die schönsten amerikanischen Prügel von mir bekommen, wenn Ihr mir damals eine Nase aufgehetet habt. Wollt Ihr es darauf ankommen lassen oder reinen Wein einschenken?“

„Wie? er lebt? er lebt wirklich noch?“ rief Künzel mit ungeheuchelter Freude. „Gott sei ewig gelobt!“

„Nun, was hat Euch bewogen, das Gegentheil zu glauben?“ fragte Wurm. „Sprecht die Wahrheit.“

„Ich hatte dem Kleinen einen Groschen gegeben, damit er sich auf dem Jahrmarkte zu Strehla einen Pfefferluchenmann kaufen sollte. Er kam aber nicht wieder und mochte sich wohl im Gedränge verirrt haben.“

„Das habt Ihr mit Bedacht so angestellt,“ sagte Wurm zuversichtlich.

Künzels Nase erblaßte, indem sein weißes Gesicht rot wurde. „Ich wollte — bewahre!“ — stammelte er, — „ich meinte es gut —“

„Weiter!“ gebot Wurm.

„Des andern Tages vernahm ich,“ erzählte Künzel voll Angst, „daß ein kleiner Knabe in die Elbe gefallen und ertrunken sei. Das Alter und die Kleidung paßten auf den kleinen Nösch, und ich glaubte daher mit Gewißheit, daß er der Verunglückte sei. Seitdem habe ich keine Ruhe mehr gehabt.“

„Das machte das böse Gewissen,“ sprach Wurm ernst, „Und um dasselbe zum Schweigen zu bringen, suchtet Ihr es im Branntwein zu ersäufen; allein vergebens. Vielmehr machte Euch der unmäßige Genuß des hitzigen Getränkes untauglich zu Eurem Berufe, daher arm, ungesund und reif zu einem frühzeitigen Tode. Dies Eure Strafe für das Wegsetzen des Waisenkindes und der Sünde Lohn. Ist es noch an der Zeit, so bessert Euch. Wollt Ihr Euch mit eigenen Augen von der Wahrheit meiner Rede überzeugen, so bleibet hier, bis der Karlemann anlangen wird. Ist ihm aber durch das Wegsetzen etwas Gutes widerfahren, so ist das ebensowenig euer Verdienst, als es dasjenige der Brüder Josephs war, da derselbe durch ihre schändliche Verhandlung nach Aegypten kam, wo er sein großes Glück begründete.“

Der Nachmittag war gekommen, der Windmüller und der Schneider auch dazu. Die Kaffeestaffen und Ruchenteller machten die weite Runde; nur Karlemann fehlte noch. Unruhig ging der Schiffsherr von Zeit zu Zeit ans Fenster und blickte hinaus. Endlich kam ein schöner Reisewagen mit vier Schimmeln, mit goldbetrefftem Kutscher und Bedienten auf dem Boocke, in den Bauernhof gefahren und bewirkte durch sein Erscheinen drinnen einen allgemeinen Aufruhr.

„Ha, meine Prophezeiung!“ rief der Schiffsherr. „Da habt ihr den Amerikaner! Kommt er nicht richtig als Millionär wieder?“

Die Ausmalung der Freude des Wiedersehens übernehme der Leser selbst. Schnell fühlte sich der Rittmeister nebst seiner Gattin heimisch unter den biederen Menschen, welche sich der vier Waisen so liebeich angenommen hatten. „Eigentlich,“ sprach ersterer, „liegt mir die Versorgung der vier Geschwister allein ob, indem ich, wiewohl unwissend und ohne Willen, den Tod ihrer Mutter verursacht habe.“

Dagegen protestiere ich feierlich im Namen der übrigen Pflegeeltern!“ rief der ehrliche Wurm.

„Wir behalten vielmehr unsere Pflegekinder und freuen uns das ganze Jahr hindurch auf den Weihnachtsheiligabend, an welchem wir, Reih' um, bald bei diesem, bald bei jenem uns zusammen finden.“

„So bitte ich wenigstens,“ sprach der Rittmeister, „daß künftiges Jahr die Reihe' mich treffe und ich diese ganze werthe Gesellschaft bei mir in Geiersberg empfangen dürfe.“

„Wenn es der Schnee auf dem Gebirge zuläßt,“ entgegnete Wurm, „so wären wir damit einverstanden, ob schon ich eigentlich an der Reihe wäre. Doch können wir ja auch aus einem Winterfeste einmal ein Sommerfest machen und in der schönen Jahreszeit unseres Millionärs Feenschloß heimsuchen.“

„Es gilt!“ rief der Rittmeister, und die Männer schlugen fröhlich ein.

Karl aber holte das niedliche Schmutzkästchen, welches sein neuer Vater in Leipzig eigens zur Bergung der drei Kugeln hatte anfertigen lassen, herbei, und indem er solche der Reihe nach den aufhorchenden Kindern vorzeigte, sprach er:

„Diese hat meinem jezigen Vater fünf Jahre im Unterleibe gesteckt, diese den bösen Doeg getödet, und diese,“ er erhob seine Stimme, „unsere gute Mutter totgeschossen.“

Segnend blickte hier Frau Kösch auf ihre wohlgeratenen Kinder herab.

Let's see Ponce.

Princk

Harsh

King Bohner

1808 Feb 26
1809 Feb 26
1810 Feb 26
1811 Feb 26
1812 Feb 26
1813 Feb 26
1814 Feb 26
1815 Feb 26
1816 Feb 26
1817 Feb 26
1818 Feb 26
1819 Feb 26
1820 Feb 26
1821 Feb 26
1822 Feb 26
1823 Feb 26
1824 Feb 26
1825 Feb 26
1826 Feb 26
1827 Feb 26
1828 Feb 26
1829 Feb 26
1830 Feb 26
1831 Feb 26
1832 Feb 26
1833 Feb 26
1834 Feb 26
1835 Feb 26
1836 Feb 26
1837 Feb 26
1838 Feb 26
1839 Feb 26
1840 Feb 26
1841 Feb 26
1842 Feb 26
1843 Feb 26
1844 Feb 26
1845 Feb 26
1846 Feb 26
1847 Feb 26
1848 Feb 26
1849 Feb 26
1850 Feb 26
1851 Feb 26
1852 Feb 26
1853 Feb 26
1854 Feb 26
1855 Feb 26
1856 Feb 26
1857 Feb 26
1858 Feb 26
1859 Feb 26
1860 Feb 26
1861 Feb 26
1862 Feb 26
1863 Feb 26
1864 Feb 26
1865 Feb 26
1866 Feb 26
1867 Feb 26
1868 Feb 26
1869 Feb 26
1870 Feb 26
1871 Feb 26
1872 Feb 26
1873 Feb 26
1874 Feb 26
1875 Feb 26
1876 Feb 26
1877 Feb 26
1878 Feb 26
1879 Feb 26
1880 Feb 26
1881 Feb 26
1882 Feb 26
1883 Feb 26
1884 Feb 26
1885 Feb 26
1886 Feb 26
1887 Feb 26
1888 Feb 26
1889 Feb 26
1890 Feb 26
1891 Feb 26
1892 Feb 26
1893 Feb 26
1894 Feb 26
1895 Feb 26
1896 Feb 26
1897 Feb 26
1898 Feb 26
1899 Feb 26
1900 Feb 26

Print from
Paris 1808

1808

ZS182

W6

UB BIELEFELD

990/4491975+02



6.18

K

K07

99
ZS182
W6

